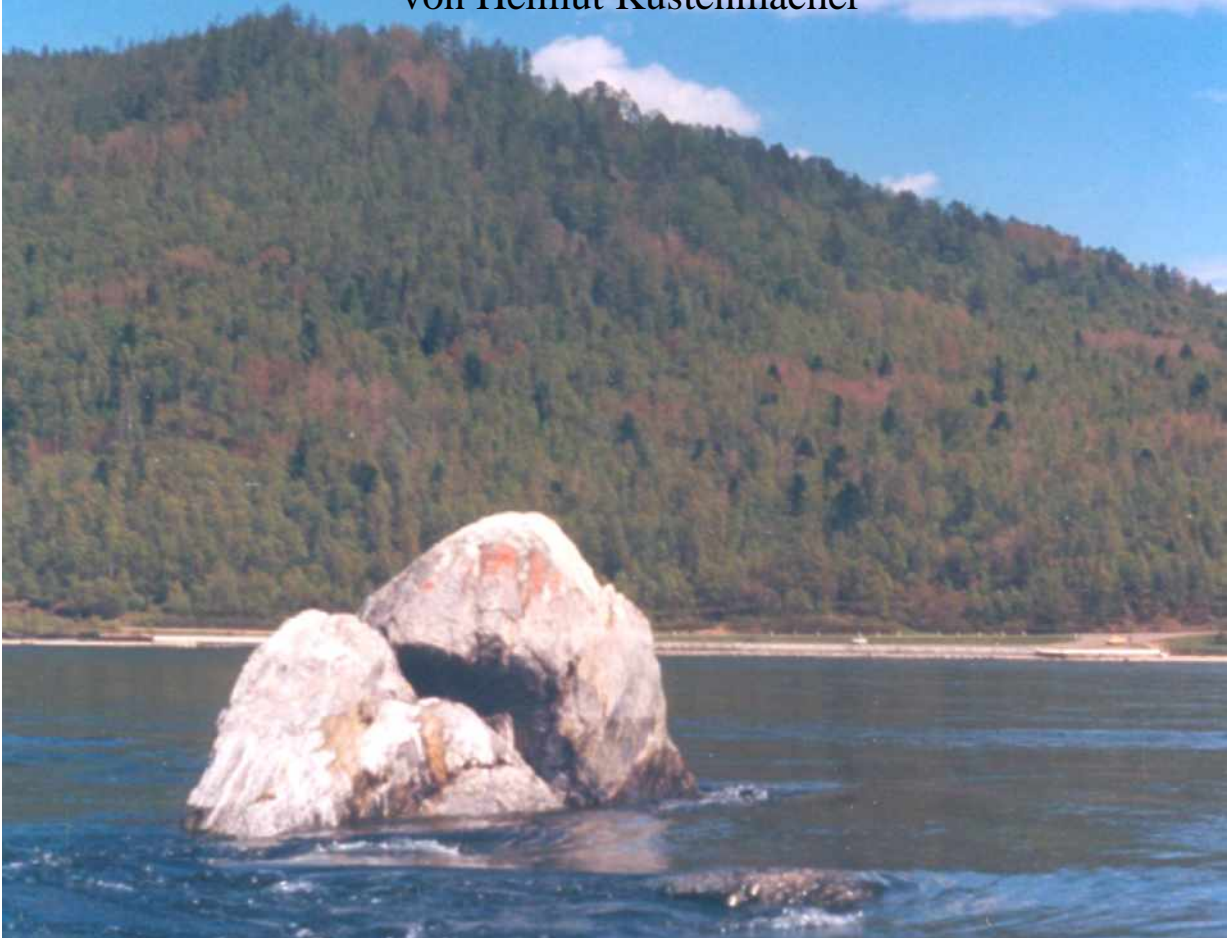


Begegnungen in Sibirien

Reisetagebuch 17.08. - 9.9.2001
von Helmut Küstenmacher



Vorwort

05.08.2001

Nun arbeite ich schon seit drei Jahren als Pfarrer für Aussiedlerarbeit im Evangelischen Dekanat Ingolstadt. Um die Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion kennen zu lernen, begann ich im Herbst 1998 mit dem Studium der Russischen Sprache. Und im August 1999, also vor zwei Jahren, machte ich mich mit einer Gruppe von Aussiedlerinnen und Aussiedlern und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus der Aussiedlerberatung in Bayern auf den Weg nach Kasachstan. In meinem Reisetagebuch „unterwegs notiert“ habe ich darüber berichtet.

Für die Sibirienfahrt war die Teilnehmerliste bereits zwei Wochen nach Bekanntgabe des neuen Reiseziels ausgebucht. Bei insgesamt fünf Vortreffen im Gemeinschaftshaus an der Permoserstraße in Ingolstadt wurde die Tour ein Jahr lang intensiv vorbereitet. Die Grundstruktur blieb von Anbeginn erhalten: Die Gruppe fliegt nach Omsk, wohnt dort eine Woche im Hotel und folgt der Einladung des evangelischen Bischofs Volker Sailer in das dortige Kirchen-Begegnungszentrum.

Eine Fahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn von Omsk nach Novosibirsk wird die Reise fortsetzen. Dort werden die deutschen Besucherinnen und Besucher vom katholischen Bischof Josef Werth empfangen und für eine weitere Woche in Familien untergebracht.

Die letzte Etappe führt, wieder mit der „Transsib“, von Novosibirsk nach Irkutsk. Dort sind wir erneut zu Gast in Familien und wollen die letzten drei Tage gemeinsam im Seminarhaus von Bischof Mazur in Listwijanka am Baikalsee verbringen.

Der Leser dieses Tagebuches möge bedenken, dass ein Tagebuch immer eine persönliche Angelegenheit ist und

eigentlich der Erinnerung des Verfassers dient. Es erhebt also keinen Anspruch umfassend und objektiv zu informieren. Wer es dennoch lesen mag, der muss selbst entscheiden, ob ihm die Brille des Verfassers einigermaßen passt.

Und das sind sie, die Sibirienfreunde:

Regine Küstenmacher, Ehrenamtliche Mitarbeiterin in der Erwachsenenbildung der evang. Kirche, Helmut Küstenmacher, Pfarrer, Rudolf Potengowski, Pfarrer, Gottfried Schustek, Technischer Angestellter, Rosemarie Blöck, Bankkauffrau i.R., Ursula Geis Krankenschwester, Alexander Jost, Rentner (Musiker), Hermann Haury, Flugzeugmechaniker, Johann Kloos, Industriemeister i.R., Erika Enslein-Löhlein, Aussiedlerberaterin (Soz.päd.), Hermine Milde, Krankenschwester, Ulrich-Günther Milde, Flugzeugelektriker, Marion Abendroth, Pfarrerin, Sven Klingel, Chemiker, Olga Halter, Ärztin, Alois Depperschmidt, Student.

Donnerstag, 16. August 2001

Einen Tag vor dem Abflug nach Sibirien gibt es noch eine Menge zu tun. Eine Redakteurin vom Bayerischen Rundfunk kommt ins Büro und interviewt mich zur Situation jugendlicher Russlanddeutscher bei ihren ersten Schritten in Deutschland.

Um 13.00 Uhr bin ich im Einsatz bei der Beerdigung eines Mannes, der genau so alt war wie ich. Er war ein Aussiedler, der 1983 aus Siebenbürgen nach Deutschland kam. Die Blaskapelle der Großscheuerer erweist ihm die letzte Ehre.

Am späten Nachmittag mähe ich den Rasen bei uns zu Hause in der Elias-Holl-Straße und hole dann Alexander, den mit 76 Jahren ältesten Teilnehmer unserer Reise, vom Bahnhof ab. Er kommt aus Mitterteich und übernachtet wie schon bei den Vortreffen bei uns. Von seinen Kindern, Enkeln und Urenkeln erzählt er, die größtenteils in Deutschland leben. Aber

auch in Novosibirsk und Umgebung hat Alexander noch Verwandte, die er dort besuchen will. Nach dem Abendessen, bei hochsommerlichen Temperaturen auf der Terrasse, schauen wir uns zur Einstimmung auf die kommenden dreieinhalb Wochen einen Film über den Amur im Fernsehen an.

DIE REISE

Freitag, 17 August 2001

Zwei VW-Busse stehen für den Transport der Ingolstädter Teilnehmerinnen und Teilnehmer zum Flughafen bereit. Der ganz neue Bus vom Förderkreis für Evangelische Jugendarbeit wird von meinem Mitarbeiter Johannes Hörner, der mit in Kasachstan dabei war, chauffiert. Den anderen Bus hat Gottfried zur Verfügung gestellt. Sein Sohn fährt. Überpünktlich ist die Ankunft am Münchener Flughafen, wo sich gegen 12.00 Uhr die gesamte Gruppe vor dem Schalter von Sibiria Airlines einfindet. Erstmals erlebe ich, dass die Koffer schon vor dem Einchecken durch eine Sicherheitskontrolle geschleust werden müssen. Die Kontrolleurin wundert sich über Gottfrieds Grubenlampe.

Ein Einchecken als Gruppe ist nicht möglich, also werden die Pässe und Tickets wieder verteilt. Immerhin sollen wir in der Tupolev so platziert werden, dass wir bei einander sind. Als wir jedoch einsteigen, stellt sich heraus, dass es unsere Plätze, die Reihen 10 bis 13 gar nicht gibt. Also werden wir auf die freien Plätze verteilt und kommen so zu den ersten deutsch – russischen Begegnungen. Zwischen Regine und Rudi sitzt eine junge Russin aus Rottweil, die mit einem Deutschen verheiratet war und vor zehn Jahren aus Kasachstan kam. Sie arbeitet in der Gastronomie, ist jetzt mit einem Jugoslawen verheiratet und hat in Deutschland keine Angehörigen. Von Moskau wird sie weiterfliegen nach

Tomsk, um dort ihre Eltern zu besuchen, die von Kasachstan dorthin übersiedelt sind. In Kasachstan gab es für sie keine Existenzgrundlage mehr.

Ulrich spielt Opa für den vierjährigen Lukas, den jüngsten Sohn einer deutsch-russischen Familie, die ebenfalls zu Besuch nach Russland fliegt. Lange müssen wir im Flugzeug warten und schwitzen. Mit einer halben Stunde Verspätung, weil die Abfertigung so lange dauerte, setzt sich der Flieger in Bewegung. Bonbons werden serviert und Getränke, dann gibt es ein reichhaltiges Menü und russische Zeitungen. Um 19.40 Uhr Ortszeit, also etwa nach zweieinhalb Stunden Flug, landen wir auf dem Flughafen Vnukowo in der Nähe von Moskau. Dieser Airport steht hauptsächlich für Inlandflüge zur Verfügung. Es beginnt eine höchst umständliche Umsteige-prozedur, die sich fast vier Stunden hinzieht.

Lange müssen wir an der Passkontrolle anstehen. Nach längerem Warten wird in der Flughalle der Schalter für Omsk geöffnet. Hier wird auch das Handgepäck gewogen und es müssen unterschiedliche Personenkombinationen gewählt werden, damit keine Gebühren für Übergewicht fällig werden.

Ein kleines, zahnloses Weiblein mit zahllosen Plastiktüten auf einem Gepäckwagen versucht uns einen kirgisischen Geldschein für zwei Mark zu verkaufen. Endlich erbarmt sich Sven. Die von mir angebotene Banane nimmt die Frau allerdings nur widerwillig entgegen.

Der erste Geldtausch wird eingefädelt. Für eine Mark gibt es 11,40 Rubel, für einen Dollar 28,50 Rubel. Endlich finden Sicherheitscheck und dreimalige Flugscheinkontrolle statt, bis wir im Flieger sitzen und schwitzen und warten. Es ist fast unerträglich heiß und zum Glück gibt es die große Karte mit den Sicherheitshinweisen, die sich als Fächer benutzen lässt. Neben mir sitzt ein wenig

gesprächiger Russe, der sich nur Sorgen macht um die Windschutzscheibe für sein Auto, die er als Handgepäck dabei hat und mit der er den Notausgang versperrt. Wieder wird ein umfangreiches Menü mit wahlweise Fisch oder Rindsroulade angeboten. Dazu gibt es kalte Getränke und reichlich Tschai oder Kaffee. Die Durchsagen kommen nun nur noch in der Landessprache aus dem Lautsprecher. Wir sind endgültig in Russland. Aber noch immer kommt der Großteil der Passagiere aus Deutschland. Nach dreistündigem Flug ist die halbstündliche Verspätung wieder hereingeholt und wir landen, fast überpünktlich, um kurz vor 6.00 Uhr in Omsk.

OMSK

Samstag, 18. August 2001

Die Sonne geht auf als wir übernächtigt und müde in dem Bus auf dem Flughafen stehen und wieder einmal nicht wissen, warum wir warten müssen. Gestern war es hier noch 40°C heiß, aber die riesigen Pfützen auf dem Rollfeld lassen darauf schließen, dass es geregnet hat. Und jetzt in aller Herrgottsfrühe ist es angenehm kühl. Die Tagestemperaturen sollen höchstens 23 °C erreichen.

Die Abholer für die Fluggäste kommen direkt auf das Flughafensfeld und Rudi kann dort als Kurier das Geld, das er für eine Familie mitgebracht hat, sofort übergeben. Bischof Sailer empfängt uns zusammen mit Waldemar Benzel, seinem persönlichen Referenten, der fließend Russisch spricht, aus Karaganda nach Deutschland kam und jetzt hier in Omsk arbeitet. Wieder müssen wir, nun im Freien, warten, bis sich das Tor zu der tristen Halle öffnet, in der das Gepäck ausgegeben wird. Draußen steht schon ein kleiner Bus für unsere Gruppe bereit und die Taxifahrer, die uns unentwegt umwerben, sind sichtlich enttäuscht.

Nach nur drei Kilometern Fahrt auf leeren Straßen wird der Irtysh überquert, an dem die „Grüne Stadt“ liegt. Omsk hat heute etwa 1,4 Millionen Einwohner und feierte dieses Jahr das 285-te Stadtjubiläum. Unser Hotel heißt auch Hotel „Omsk“. Es wurde zu Sowjetzeiten direkt am Irtysh erbaut. Die hohe Eingangshalle zeugt von der alten Pracht der Monumentalarchitektur. An einem Tischchen schläft der unvermeidliche Wachsoldat. Hinter einer breiten Glasscheibe verteilen zwei Frauen die Anmeldeformulare.

Nach dem Hinweis, dass es erst ab 20. August in ganz Omsk wieder heißes Wasser gibt, werden die Zimmer verteilt. Wir sind im dritten Stock untergebracht, der von einer Concierge bewacht wird und sogar über ein eigenes Bügelzimmer verfügt. Die Zimmer sind sauber und mit Bad, Kühlschrank, Telefon und Fernseher ausgestattet. Aber die Betten sind schmal, durchgelegen und die Sprungfedern bewirken eine automatische Rückenmassage. Windschief kleben im Bad die Kacheln an der Wand.

Bis zum Mittag wird der versäumte Schlaf nachgeholt. Durch die Bowlinganlage gelangen wir in das neuingerichtete Restaurant „Avantage“. Zwei schlanke, russischgestylte Mädels nehmen die Bestellungen entgegen, die Olga gebündelt hat. Die meisten wählen den Lammeintopf, der nicht gerade Jubelstürme auslöst. Marion isst Salat, Alois und Gottfried leisten sich zu dem sibirischen Kronen-Bier ein Schaschlik, ich esse Spaghetti. Es gibt auch Fisch, Soljanka oder Blumenkohl mit Kartoffeln.

Da wir getrennt bezahlen, zieht sich die Erstellung der Rechnung endlos hin und erst nach zweieinhalb Stunden können wir zum Stadtrundgang aufbrechen. Vorher, beim Essen, hat Bischof Sailer über die Situation der evangelischen Christen in Sibirien berichtet. Immer wieder stößt er auf Gemeinden, die noch nicht wissen, dass es seit zehn Jahren eine vereinigte Evangelische Kirche für Russland und

Asien (ELKRAS) gibt. Alois referiert bei einem Nebengespräch über den Calvinismus und Rudi lässt zur Einstimmung auf den Stadtbesuch die Ansichtskarten kreisen, die er heute Morgen als Dank für seine Kurierdienste bekam. Sie stammen noch aus der Sowjetära.

Die Stadtführung beginnt bei einem heroischen Denkmal, das an Arbeiter, Bauern, Soldaten und andere Helden des Kommunismus erinnert. Der umliegende Park ist großzügig angelegt, aber die Wege sind ausgetreten, pfützenübersät und für Blumenschmuck fehlt das Geld. Die meisten jungen Frauen wirken recht fröhlich, voller Schwung und auch etliche junge Männer passen in dieses Bild. Aber da sind auch Männer, die in Trainingsanzügen gelangweilt herumstehen und offensichtlich ohne Arbeit sind. Sie wirken mürrisch und frustriert. In den Hinterhöfen der sechs bis achtgeschossigen Häuser kommt die blanke Not zum Vorschein. Die Feuerleitern hängen schräg und verrostet an den Wänden der Häuser. An jedem Hintereingang kleben Zettel mit Verkaufsangeboten von Privat an Privat. Die strengen Gerüche in den verwehrtesten Treppenhäusern lassen sich nicht beschreiben.

Kritisch mustern uns die drei Halbwüchsigen, die vor einem Kinderspielplatz sitzen und nicht wissen, was sie hier sollen. Ein junges Paar dreht sich verwundert um und fragt sich wohl, was wir hier besichtigen wollen.

Bischof Sailer bleibt stehen und weist auf eine Beobachtung hin, die ich schon in Kasachstan machte. Da und dort wird ein Eingang erneuert, wird die Fassade eines Geschäftes frisch gestrichen, aber die Substanz bleibt wie sie war: marode und dem Verfall geweiht. Haben sich die Menschen mit dem wirtschaftlichen Niedergang abgefunden, haben sie resigniert oder glauben sie, dass es noch einmal aufwärts geht? Schließlich gibt es Geschäfte, prallvoll mit teuren

Elektronikartikeln, Modeboutiquen mit eigener Kinderbetreuung, Bowlingbahnen und Fitnesscenter, Juweliergeschäfte und feinste Konditoreien.

Die alten Trolleybusse, daneben Minibusse, die in Sammeltaxis umgewandelt wurden und überwiegend ältere Pkws beherrschen das Bild im Straßenverkehr. Der fließt auf der breiten Straße zügig dahin. Am Bahnhof kommt gerade ein Zug der Transsibirischen Eisenbahn mit über 30 Wagnen aus Lena an. Er fährt weiter nach Moskau. Getränkehändler umkreisen die Passagiere, die Abteile sind vollgestopft mit Paketen und Koffern. In Hausschuhen vertreten sich die Passagiere auf dem Bahnsteig die Füße.

Zuletzt schlendern wir über den Lenin-Markt, in dem es an kleinen Ständen wirklich fast alles zu kaufen gibt. Pünktlich um 18.00 Uhr treffen wir im Kirchenzentrum von Bischof Sailer ein, das im Jahre 1993 mit großzügiger Unterstützung seitens der Deutschen Bundesregierung errichtet wurde. Es ist ein wuchtiger Ziegelbaukomplex am Irtysh, etwa eineinhalb Kilometer von unserem Hotel entfernt. In dem Bau sind Kirche, Gemeindezentrum, Büros und Wohnungen der Mitarbeiter untergebracht. Neben den Pfarrern und anderen kirchlichen Mitarbeitern finden hier 15 weitere russische und russlanddeutsche Menschen Arbeit und Lohn.

Die Frau des Bischofs hat mit ihren Helferinnen eine lange Tafel für uns aufgebaut und wir werden köstlich bewirtet. Es gibt Plov, das usbekische Nationalgericht: Reis mit Schweine- oder Lammfleisch. Auf einer Landkarte zeigt Bischof Sailer uns die unglaublichen Ausmaße seines Kirchenbezirkes. Während wir essen kommt eine Gruppe von Studentinnen und Studenten zurück von einem missionarischen Einsatz. In einem Kinderheim veranstalteten sie eine Jungscharstunde, erzählten biblische Geschichten und sangen mit den Kindern



in Omsk



„Wir kommen bis Berlin“

Deine Heldentat ist unsterblich



in Omsk



Bewegungslieder. Eine junge Russin, mit der ich ins Gespräch komme, berichtet, dass sie Deutschlehrerin ist und die nächsten fünf Jahre zusammen mit ihrem Mann eine Bibelschule in Deutschland besuchen wird. Inzwischen hat es geregnet. Wir besprechen mit unserer Gruppe das morgige Programm, üben drei Lieder für den Gottesdienst ein und pilgern in kleinen Grüppchen zurück zum Hotel.

Sonntag, 19. August 2001

Ganz schnell ist mit unserem Kommen der Herbst eingezogen in Omsk. Nur noch 14 °C zeigt das Thermometer und der Himmel ist stark bewölkt. Wir haben gut geschlafen, wenn man von den zwei nächtlichen Telefonanrufen mit eindeutigen Absichten absieht, nach denen wir den Hörer aushängten. Bereits um 07.00 Uhr müssen wir aus den Federn, denn um 08.15 Uhr wird im Kirchenzentrum gefrühstückt.

Bischof Sailer und seine Frau nehmen zusammen mit der Studentengruppe und mit uns das Frühstück ein. Wir fühlen uns schon richtig zuhause. Um 09.00 Uhr sitzen bereits die ersten Besucherinnen in der Kirche und fangen an zu singen. Es sind überwiegend ältere Frauen mit Kopftüchern. Um 10.00 Uhr beginnt dann der erste Gottesdienst, der in deutscher Sprache gehalten wird. Die Lieder werden von Waldemar Benzel auf dem elektrischen Klavier begleitet. Gleich nach dem Glockenläuten sind auch wir mit einem Liedbeitrag an der Reihe. Kurz vorher baut der Bischof persönlich das Stativ für das Mikrophon auf und steigt im Talar auf ein Fensterbrett, um das Fenster zu öffnen. Danach begrüßt er warmherzig und jovial die Gemeinde und die anwesenden Gäste.

Der junge Pastor Caspar aus Hannover, der am Nachmittag im russischsprachigen Gottesdienst in sein Amt eingeführt werden soll, hält die Predigt. Sie ist etwas trocken und emotionslos. Pfarrer Caspar zeigt der Gemeinde den Spiegel, den schon

Jeremia dem Volk Israel vorhielt: „Jetzt kommt ihr in den Tempel, aber unter der Woche lauft ihr anderen Göttern nach... Den wirklichen Gottesdienst feiern die Menschen im täglichen Leben“, meint der junge Pfarrer.

Insgesamt sind etwa 50 Gemeindeglieder und etwa 20 Gäste anwesend. Die russischen Theologiestudenten aus St. Petersburg, Bibelschüler aus Deutschland und ein junger Bibellehrer aus Korea tragen ein Lied in deutscher, englischer und russischer Sprache vor. Eine junge Russin, die in Deutschland eine Bibelschule in Bad Liebenzell besucht, sagt ein Grußwort und ein junges russisches Ehepaar, das dort ebenfalls studieren wird, wird verabschiedet. Auch ich überbringe Grüße aus Deutschland. Natürlich sind uns die Texte der Lieder, die zum Beispiel von Gottes „Guter Liebesrute (!)“ sprechen, fremd und der Gesang ist uns viel zu langsam, aber es herrscht eine warme, herzliche und familiäre Atmosphäre, in der wir uns gut angenommen fühlen. Wohlwollend lassen die Menschen unsere Fotografiererei über sich ergehen. Schließlich macht auch der Herr Bischof höchstpersönlich ein paar Aufnahmen mit seiner Digitalkamera.

Nach eineinhalb Stunden ist der Gottesdienst vorüber. Rudi, Teilnehmer unserer Gruppe und Pfarrer in Ingolstadt St. Johannes predigt in der Brüderstunde, die sich wenig später anschließt. Hans, ein weiterer Teilnehmer unserer Gruppe, der auch bei der Brüderstunde dabei ist, zeigt sich beeindruckt von der tiefen inneren Beteiligung der Besucher. Parallel zu dieser Brüderstunde halten sechs junge, schick herausgeputzte Russinnen Kinderstunde für 15 Kinder im Alter von etwa 4 – 12 Jahren. Tatjana, eine fröhliche Musiklehrerin, begleitet die Kinderlieder temperamentvoll und gekonnt am Klavier. Überschwänglich bedankt sie sich bei mir für die Kassette mit deutsch-russischen Weihnachtsliedern von Ida Haag aus Ingolstadt.

Wir übergeben unser mitgebrachtes Material für den Kindergottesdienst an Bischof Sailer. Die kleinen Bildhefte mit biblischen Geschichten in deutscher und russischer Sprache, die bei uns in der Aussiedlerarbeit zum Einsatz kommen, kennt er noch nicht. Ein paar Tage später sehe ich, wie eine Mitarbeiterin die Geschichte vom verlorenen Sohn bereits anhand dieses Heftchens erzählt.

Alois, Hermine, Gottfried und Olga kehren aus dem katholischen Gottesdienst zurück. Der war gut besucht, berichteten sie und wurde in russischer Sprache von einem russischen Priester gehalten. Alois fiel auch hier die antiquierte Sprache der Lieder auf.

Unmittelbar nach unserem Gottesdienst spricht mich eine alte Frau an, die schon vor fünf Jahren den Ausreiseantrag nach Deutschland stellte und bis heute keinen endgültigen Bescheid bekommen hat. Ich verweise sie weiter an unsere Aussiedlerberaterin Erika, die sich ausführlich mit ihr unterhält.

Vor dem Gotteshaus sucht ein junger Mann im Trainingsanzug den Kontakt zu mir und ich habe erstmals Gelegenheit meine Russischkenntnisse anzuwenden. Andrej sucht die Adresse seiner Taufpatin Irina, die seit 1998 in Stuttgart lebt. Ich verspreche, ihm zu helfen und das Ergebnis meiner Suche an Bischof Sailer zu mailen, denn Andrej hat keinen festen Wohnsitz und hält sich momentan in einem Wohnheim auf.

Um 13.00 Uhr enden Kinder- und Brüderstunde. Es gibt eine Kartoffelsuppe. Der kleine Chor übt für den Gottesdienst und nebenan trifft sich die Jugendgruppe. Es sind etwa zehn Jugendliche, die erfrischend rhythmusbetonte Lieder singen.

Schließlich beginnt um 14.00 Uhr der Gottesdienst in russischer Sprache, den Bischof Sailer hält und der von Waldemar Benzel professionell übersetzt wird.

Diesmal sind rund 100 Personen in der Kirche, in einer bunteren Zusammensetzung: Junge Leute, Familien mit Kindern und ältere Menschen. Nach dem Glockenläuten wird ein Musikstück für Flöte und Klavier aufgeführt. Flötenspielerin ist die Frau des neuen Pastors, eine Russlanddeutsche, die nun für ein paar Jahre in die alte Heimat zurückkehrt. Es folgt eine Begrüßung und der kleine Chor, sieben junge Frauen und ein Mann, singt sein erstes Lied. Für die Liturgie gibt es ein eigenes Liedblatt. Bischof Sailer hält eine schlichte Ansprache für den jungen Pfarrer der eingeführt wird.

Plötzlich wird unsere Gruppe unverhofft aufgefordert nochmals ein Lied zu singen. Wir wählen wieder das Lied „Vergiss nicht zu danken“ und es klappt. Dann wird Pfarrer Caspar unter Handauflegung durch den Bischof und die Kirchenältesten eingesegnet und in sein Amt eingeführt. Ein zweites Mal hören wir die Jeremia-Predigt des jungen Pfarrers, die von einer Kirchenvorsteherin übersetzt wird. Die Gemeinde hört aufmerksam zu. „Als Christen wissen wir auch, dass Gott uns annimmt, so wie wir sind... Gott will nicht unseren Untergang... Er möchte, dass wir unsere Fehler selbst erkennen... Er möchte, dass wir seine Liebe beantworten, in dem wir ihn und unseren Nächsten lieben...“ Die Predigt ist durch die Übersetzung natürlich doppelt so lang wie beim ersten mal und nicht nur einige Leute aus unserer Gruppe werden langsam müde.

Dann werden noch einmal die Studenten vorgestellt bzw. verabschiedet. Erfrischend ist Marions kleine Rede, in der sie unsere Gruppe und unser Vorhaben präsentiert. Zuletzt wollen die Gebete kein Ende nehmen, aber nach zwei Stunden ist dann doch Schluss. Ich komme mit Anna, einer deutschstämmigen Frau ins Gespräch, die einmal nicht den Wunsch äußert ausreisen zu wollen. Sie hat ihre Schwester besucht, die in Norddeutschland lebt, aber sie hat gespürt, dass es in unserem Land „kälter“ ist, dass die Leute die Aussiedler ablehnen und sie als Menschen zweiter Klasse

betrachten. Außerdem leben die ebenfalls deutschstämmigen Eltern von Anna noch hier in der Nähe von Omsk auf dem Dorf und die wollen ebenfalls hier bleiben. Sie haben eine Kuh und können sich mit dem, was sie ernten, ernähren. Hinzu kommt, dass Annas Mann sich vor ein paar Jahren selbständig gemacht hat und die Familie ganz gut ernähren kann. Er hat einen kleinen, ehemals staatlichen Betrieb übernommen. Auf meine Frage hin, um welche Branche es sich bei diesem Betrieb handelt, weiß Anna allerdings keine Antwort. Oder will sie nicht antworten?

Nach einem heftigen Platzregen gehen Regine und ich noch ein paar Meter Richtung Bahnhof. Selbst heute, am Sonntag, haben der Markt und die Geschäfte geöffnet. Und ein einsamer Bauarbeiter auf einem wackeligen Gerüst, versucht die maroden Mauerpfosten entlang der Bahn zu renovieren. Müde warten die Verkäuferinnen in den extrem schmalen Verkaufsbuden in der feuchtkalten Bahnunterführung auf Kundschaft. Draußen, an einem Obststand, kauft Regine bei einer jungen Frau drei Äpfel für zehn Rubel. Die Verkäuferin erzählt uns, dass sie die Äpfel aus dem Garten ihres Vaters geholt hat.

Unterwegs begegnen wir Olga, der deutsch-russischen Ärztin aus unserer Gruppe, die uns ebenfalls von einem Gespräch mit einer Obstverkäuferin erzählt, einer arbeitslosen Ingenieurin, die Äpfel auf der Straße verkauft, um zu überleben. Zurück im Kirchenzentrum gibt es ein leckeres Festessen, das von einem Restaurant angeliefert wird. Auch die Studenten und die vier Pfarrersfamilien nehmen daran teil. Es gibt eine dampfende Soljanka, ein undefinierbar ummanteltes aber wohlschmeckendes Schnitzel mit echtem Kartoffelbrei und einen Knoblauch- Wurst- Käse- und ?- Salat.

Nach dem Essen habe ich ein langes Gespräch mit dem koreanischen Bibellehrer Yun aus New York, der hier im Kirchenzentrum lebt und Russisch lernt,

um später in Russland als Bibellehrer zu arbeiten. Er will einfach alles über die Situation der Aussiedler in Deutschland wissen und stellt sehr gezielte Fragen.

Inzwischen hat Herr Männel, der scheidende Pastor, mit seinem Vortrag über die Entstehungsgeschichte der lutherischen Kirche in Omsk begonnen. Er erwähnt, dass die erste lutherische Kirche bereits 1576 in Moskau erbaut wurde und dass die lutherische Kirche bis 1917 nach der russisch-orthodoxen Kirche die zweitgrößte kirchliche Konfession in Russland war. In Omsk gibt es seit 1716 eine evangelische Kirche. Wie bekannt, wurden ab 1930 die kirchlichen Strukturen in ganz Russland zerstört, alle Pfarrer wurden umgebracht. Aber im Untergrund lebte die Gemeinde weiter und 1972 konnte sie sich offiziell wieder registrieren lassen. Den Bau des Kirchenzentrums sieht Pastor Männel eher kritisch, denn für viele Gläubige war es nicht zu verkraften deutsches Kulturzentrum und Kirche unter einem Dach zu vereinen. Sehr positiv dagegen kommentiert er die drei Gemälde am Altar von einem Omsker Künstler, der beispielsweise bei der Darstellung der Geschichte des Lebens Jesu auch den Kindermord mit einbezog, ein Bild, in dem viele Deutsche aus Russland ihr eigenes Erleben wiederfinden.

Hart ins Gericht geht Pastor Männel mit der neuen russischen Regierung unter Putin. Ihm wirft er vor, wieder die alten Machtstrukturen einzuführen und Privatinitiativen und Kirchen systematisch zu unterdrücken. An einem konkreten Beispiel macht der Pastor das fest: Nachdem der örtlichen Diakoniestation die Zuwendung humanitärer Hilfe aus Deutschland vom russischen Staat untersagt wurde, wandte sich die evangelische Kirche an die Caritas, die mit einer staatlichen Sozialstation zusammenarbeitet. Aber auch diese Möglichkeit wurde nun vom Gesetz untersagt, worauf hin die Caritas diese Arbeit beenden musste. Humanitäre Hilfe kann nun mehr

nur an staatliche Stellen gegeben werden, die dann entscheiden, wer die Hilfe erhält.

Unser Beitrag zu diesem Thema wird am Abend geleistet. Regino und Olga sammeln unsere eingeschmuggelten Medikamente ein, sortieren und beschriften sie, damit sie gezielt an die Diakoniestation und eine Klinik in Omsk weitergegeben werden können. Olga hofft, dass das Berufsethos ihrer ehemaligen Kolleginnen und Kollegen noch so groß ist, dass sie die Medikamente ohne Gewinn weitergeben.

Zurück im Hotel gönne ich mir einen ausgiebigen Blick auf den stetig dahinfließenden Irtysh. Heute, am Sonntag, verkehren die Ausflugsboote im Halb-Stunden-Takt und sind gut besetzt. Auch etliche Spaziergänger gehen auf der Uferpromenade spazieren. Im Hintergrund quälen sich endlos lange Güterzüge der Transsib über die Eisenbahnbrücke. Die Sonne geht unter.

Montag, 20. August 2001

Auf dem Weg zum Frühstück ins Kirchenzentrum werden wir von einem Regenschauer erwischt und kommen etwas durchnässt an. Eine weitere Studentengruppe ist eingetroffen, die zu einem Missionseinsatz in einem Dorf war, das etwa 350 Kilometer von Omsk entfernt ist.

Nach der Andacht von Bischof Sailer, die schon eher eine Bibelarbeit ist, erzählt der Leiter des Dorfeinsatzes in Michailowka von dramatischen Erlebnissen. In dem Dorf entstand erst vor vier Jahren eine kleine christliche Gemeinde, ein Ableger der Gemeinde Litowka, der nächstgelegenen größeren Ortschaft. Vor allem eine Frau erreichte durch ihre Freundlichkeit in der Kinderstunde über 30 Kinder. Die evangelische Gemeinde von Litowka konnte zum Leidwesen der Bürgermeisterin und des Dorfmilizionärs, die beide noch überzeugte Kommunisten sind, das örtliche Kulturhaus käuflich erwerben. Dort konnten nun auch die Gottesdienste stattfinden, an denen etwa 20

Erwachsene teilnehmen. Die Studentengruppe folgte einer Einladung der Kirchengemeinde von Litowka und hatte in Omsk eine Genehmigung für ihren Einsatz erhalten. Als sie die erste Stunde abhalten wollten, kam der Milizionär und erklärte, dass er den Einsatz verbiete, die Studenten dürften nicht singen, nicht beten und keine biblischen Geschichten erzählen. Wenn sie es dennoch täten, würde er sie in Handschellen abführen. Ferner machte er deutlich, dass er andere Dorfbewohner hinter sich habe, die den Christen in Michailowka das Leben schon schwer machen würden. So konnten sich die jungen Leute aus Deutschland und Russland nur zum Gebet treffen. Bischof Sailer persönlich fuhr mit seinem Dolmetscher nach Tara und konnte erreichen, dass der Milizionär von höherer Stelle zurechtgewiesen wurde. Dennoch empfing dieser die Missionstruppe mit Schimpftiraden. Die jungen Christen ließen sich aber nicht beirren und führten ihre Kinderbibeltage mit großem Erfolg durch. Scheinbar hatte der Dorfpolizist mit seinem Widerstand genau das Gegenteil erreicht.

Wir brechen auf. Zu Fuß geht es zum Bahnhof und dann mit einem Linienbus für drei Rubel in die Stadt. Bischof Sailer beginnt mit der Stadtführung bei der „Sprungschanze“, einer riesigen Konzerthalle, die den Namen für ihr überdimensionales, aufgeworfenes Betondach erhielt (Musikalnij Teatr). Neben dran steht ein neuer riesiger Baukomplex mit Einkaufszentrum und Eigentumswohnungen, der von einem Mafia-Löwen errichtet wurde, der auch das evangelische Kirchenzentrum erbaut hat. Dieser Mann leitete vor der Perestrojka eines der größten Baukombinate das er in der Zeit der Wende über Nacht handstreichartig als Privatfirma übernahm. Das für 1,2 Millionen DM konzipierte Kirchenzentrum kostete letztendlich fünf Millionen Mark. Als es fertiggestellt war und die Eigentümer es in Besitz nehmen wollten, war es von Wächtern mit Hunden umstellt und der Baumafiosi war nur gegen

eine saftige Nachzahlung bereit es freizugeben.

Von Weitem erkennen wir die Kirche der Baptisten. Herr Sailer erzählt, dass deren Gemeinde ebenfalls stark wächst und deshalb dezentral weitere Versammlungsorte schuf. Außerdem sind die Baptisten in der Drogenprävention und der Betreuung von Straßenkindern äußerst aktiv. Vorbei geht es an einem alten roten Ziegelbau der heute die Bibliothek der Universität beherbergt, zur „Duma“, d.h. dem Rathaus oder der Stadtverwaltung, und weiter zur ewigen Flamme, einer Gedenkstätte für die Gefallenen des II. Weltkrieges. Wie schon zwei Tage zuvor erwähnt Bischof Sailer, dass es für viele Russen unverständlich ist, dass es den Deutschen, die den Krieg anzettelten und verloren, heute besser geht als ihnen selbst, die sie doch die Sieger waren.

Als besonders wohltuend empfinde ich bei unserem Rundgang die großzügig angelegten, breiten Straßen und den relativ geringen Verkehr. Die Bauqualität der Gebäude wird mir vielleicht nicht so bewusst, weil sich mir immer der Vergleich mit Kasachstan aufdrängt, wo alles noch wesentlich maroder wirkte.

Der Buchholzplatz, ganz nahe an der Einmündung des Om in den Irtysh gelegen, erinnert mit seinem kugelförmigen Denkmal, das 1991 erbaut wurde, an die Stadtgründung von Omsk im Jahre 1716. Weil Omsk an zwei Flüssen liegt und von mehreren Handelsstrassen gekreuzt wurde, entwickelte sich der Ort schnell zu einer großen Stadt. Direkt neben dem Buchholzplatz gehen wir am Ufer zum Flussbahnhof, von wo aus die „Raketas“ (Schnellboote) nach Tara fahren und von dort weiter zur Ob-Mündung und bis zum Eismeer. Überall stehen Fischer mit Angeln oder Senknetzen, aber nur selten sieht man einen gefangenen Fisch. Zwischendrin beginnt es immer wieder zu regnen und es zahlt sich aus, dass Rosemarie sich auf dem Markt noch schnell einen Schirm kaufte. An der

Jubiläumsbrücke werfen wir einen schnellen Blick auf die kleine orthodoxe Serafimo-Alexivskaja-Kapelle und pilgern durch einen Park zum Dostojewskimuseum. Vier Jahre lebte der berühmte Dichter hier in der Verbannung. Es wird berichtet, dass er jeden Tag in Ketten zur Arbeit geführt wurde. Auf diesem Weg ließ ihm eine Frau heimlich Essen zukommen. Und eines Tages habe sie ihm auch eine Bibel zugesteckt und das wiederum habe eine deutliche Wende in seinem literarischen Schaffen hervorgerufen. Hier in Omsk in der Verbannung schrieb er „Die Brüder Karamasov“. Heute herrscht in dem Park vor einem unscheinbaren, heruntergekommenen Gebäude buntes Treiben, denn hier treffen sich die Menschen, um Blumen und Pflanzen zu kaufen und zu verkaufen. In unmittelbarer Nachbarschaft liegen auch die Offizierswohnungen der alten Festung, der Exerzierplatz und die Katharinenkirche. Sie ist eines der ältesten Gebäude der Stadt. Sie war ursprünglich die erste lutherische Kirche vor Ort. Heute ist sie ein Architekturdenkmal und dient dem Polizeimuseum als Unterschlupf.

Wir schlendern weiter zu einem Springbrunnen, der extra für uns eingeschaltet wird, durch das Tarskivorot, ein ehemaliges Festungstor. In zahlreichen Bierzelten langweilen sich die Bedienungen und warten bei dem schlechten Wetter vergeblich auf Kundschaft. Alexander würde zu gerne ein Bier trinken. Aber vorher müssen noch ein Gedenkstein für die Opfer der Stalinzeit und das Geheimdienstgebäude besichtigt werden.

Endlich ist die letzte Station erreicht: Tarskisobor, die orthodoxe Kathedrale mit vielen volkstümlichen Ikonen. Hier herrscht ein reges Kommen und Gehen. Viele Gläubige zünden eine Kerze an. Der Pope im Nebenraum erläutert in englischer Sprache die Taufzeremonie während draußen unser evangelischer Bischof die starre Haltung der offiziellen orthodoxen Kirche bedauert. Andererseits berichtet er

von einem orthodoxen Priester, der den Kontakt zu den übrigen Konfessionen sucht und bemüht ist, seine Gläubigen mit der Bibel vertraut zu machen. Es ist 14.00 Uhr als wir in der „Mühle“ zum Essen einkehren. Die freundliche Bedienung vergisst meine Suppe und mein Fleischgericht serviert sie erst um halb vier.

Der Kauf der Briefmarken auf dem Postamt gleicht einem mittleren Drama und ich bereue es, nur Marken für Karten gekauft zu haben. Denn Ansichtskarten von der Millionenstadt sind Mangelware. Die wenigen, die wir auftreiben, stammen aus der Sowjetzeit und können nicht postalisch verschickt werden, sondern nur als Briefkarten verwendet werden.

Regine bummelt mit Olga durchs Kaufhaus. Ich suche währenddessen auf einer Bank sitzend mit dem Tele Motive zum Thema „Menschen in Omsk“. Sven und Marion kommen vorbei und Sven schließt sich gleich der Tele-Tour an. Dann gehen die beiden ins Internetcafé und schicken für 80 Pfennig ein paar Mails nach Deutschland. Für umgerechnet 20 Pfennig fahren wir schließlich mit dem Trolleybus zurück zum Bahnhof. Von dort geht's im Eilschritt zum Kirchenzentrum, wo wir um 18.00 Uhr zu Abend essen.

Im Hotel gönne ich mir eine kalte Dusche, warmes Wasser gibt es immer noch nicht. Dafür sind schon zum zweiten Mal frische Handtücher ausgelegt worden. Und die Concierge ist so nett, für Regine einen Topf heißes Wasser zu kochen, für die Kleinwäsche. Nach und nach liefern die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ihre Medikamente bei Regine ab, die sie zusammen mit Olga für die Diakoniestation bzw. für eine Klinik sortiert und beschriftet. Längst ist die Sonne wieder hervorgekommen und der Abend wird gekrönt mit einem prächtigen Sonnenuntergang am Irtysch.

Dienstag, 21. August 2001

Nach Frühstück und Morgenandacht, die ich heute halte, begleitet uns Pfarrer Caspar zu unserem Tagesausflug nach Asowo. Dort wurde der Versuch unternommen einen deutschen Landkreis zu gründen, d.h. ein Gebiet mit einer gewissen kulturellen Autonomie zu schaffen.

Zunächst rumpelt der Bus auf einer Schlaglochpiste durch unbewirtschaftetes Land. Dann führt die Fahrt auf einer guten Straße durch Getreidefelder von unvorstellbarer Größe. In Mitten der Felder erheben sich kleine Birkenhaine, die wie Inseln in einem großen gelben Meer wirken. Das Getreide steht sehr gut und kein Unkraut ist zu sehen. Viel Weizen gibt es da und Hafer, auch Gerste und ein wenig Roggen. Weit und breit ist kein Mensch zu sehen, keine Maschinen, keine Häuser nur Felder, Wälder und der blaue sibirische Himmel.

Nach einer Stunde ist Asowo erreicht, ein unüberschaubarer Ort mit siebentausend Einwohnern, ohne Zentrum oder Mittelpunkt aber mit vielen auffällig solide gebauten Ziegelhäusern. In einem Verwaltungsgebäude werden wir von Herrn Körber empfangen, einem der Stellvertreter des derzeit erkrankten Landrates, Professor Reiter. Er referiert kurz über die Geschichte dieses Rayons: Bereits 1860 trafen die ersten deutschen Siedler hier ein, eine größere Welle kam dann um 1890 und schließlich wurde 1941 durch die Vertreibungspolitik in der Stalinära die heutige Bevölkerungsdichte erreicht. 1989 wohnten im Rayon Asowo etwa 140000 Deutsche. Damals gab es noch reindeutsche Dörfer, die meisten Deutschen jedoch wohnten bereits damals mit den Russen oder den Aussiedlern aus der Ukraine, aus Kasachstan oder anderswo Tür an Tür. Mit der Perestroika setzte 1990 eine große Auswanderungswelle der Deutschen nach Deutschland ein. Nächstes Jahr, also 2002 soll festgestellt werden, wie viele Deutsche es hier noch gibt.





Asowo



Bereits im Jahre 1961 wurde der Asowo-Kreis verkleinert und neben anderen gesellschaftlichen Gruppen forderte vor allem die Kulturorganisation „Wiedergeburt“ die Errichtung autonomer Gebiete für die deutschstämmige Bevölkerung. So wurde 1992 der deutsche Rayon gegründet. Ursprünglich sollte dieser Landkreis etwas größer werden, aber einige Ortschaften mussten ausgegliedert werden, weil sie sich dem Referendum nicht anschließen wollten. In dem nun zerklüfteten Gebiet stimmten 88% der Bevölkerung für die Bildung eines solchen Kreises, in dem die deutsche Sprache und deutsche Kultur in besonderer Weise gefördert werden soll. Heute umfasst der Kreis 23 Dörfer mit etwa 19000 Einwohnern auf einer Fläche von 150000 km². Waren in ihm im Gründungsjahr noch 65% deutschstämmig, sind es heute nur noch 50%. Die andere Hälfte setzt sich aus Russen, Ukrainern und Kasachen zusammen. Fast 5000 der Einwohner sind im Rentenalter, 4500 sind Schüler.

Bis vor drei Jahren wurde der Kreis Asowo von der deutschen Bundesregierung jährlich mit 20 Millionen Mark unterstützt. Diese Förderung wurde eingestellt. Es bestehen aber seitens der neuen Bundesregierung Pläne, bestimmte Einrichtungen erneut zu fördern. Mit den bisherigen Geldern wurden Wohnungen, Schulen, Kindergärten und Verwaltungsgebäude errichtet, Straßen gebaut sowie Wasser- und Stromanschlüsse für alle Häuser erstellt. In allen 13 Schulen ist Deutsch ein Pflichtfach. Für den Deutschunterricht wurden eigene Lehrbücher herausgegeben. Nach wie vor ist es ein Ziel des Kreises die deutsche Kultur und das deutsche Brauchtum zu pflegen und zu fördern. Dies wird nicht nur in der Schule, sondern auch in Gruppen und durch Veranstaltungen, beispielsweise durch Musik und Tanz verwirklicht.

Auffällig ist, dass Herr Körber kaum Probleme anspricht und man spürt, dass er nur positive Seiten zeigen will. Natürlich gibt es diese positiven Seiten. Da ist zum

Beispiel die Landwirtschaft. 65% der Kolchosen wurden in Aktiengesellschaften umgewandelt, d.h. die bisherigen Arbeitnehmer dieser staatlichen Betriebe erhielten Anteile der Gesellschaften. Die restlichen Kolchosen wurden landwirtschaftliche Genossenschaften und einige wenige Bauern konnten sogar Privatbetriebe errichten. Insgesamt stehen 100000 ha Fläche zur Bewirtschaftung zur Verfügung. Davon werden fast 90% für den Anbau von Getreide genutzt. Es gibt insgesamt 24000 Rinder sowie etliche Schweine- und Hühnerfarmen.

Nachdem es der Bevölkerung in diesem deutschen Rayon nach wie vor wirtschaftlich besser geht als im übrigen Land, werden die nach Deutschland wegziehenden Menschen schnell durch Zuzüge, meist aus Mittelasien (meist keine Deutschstämmigen), ersetzt. Der Zuzug ist so stark, dass auch heute noch 200 Familien in Containern leben müssen. Derzeit gehen jährlich etwa 250 Deutsche zurück in die alte Heimat. Herr Körber berichtet ferner, dass es vereinzelt auch Deutsche gibt, die in Deutschland kein Zuhause finden und wieder hierher zurückkehren. Und er betont: „Wir müssen etwas für die tun, die hier bleiben wollen.“ Und das tun auch die, die ausgesiedelt sind durch Pakete oder persönliche Besuche.

Zwar führt die Strecke der Transsibirischen Eisenbahn durch den Rayon von Asowo, aber es gibt hier keinen Haltepunkt. So sind die Menschen auf Busverbindungen angewiesen.

Der Lebensstandard hier kann nicht mit dem bei uns in Deutschland verglichen werden. Die niedrigsten Renten liegen bei monatlich 500 Rubel, knapp 40 Mark. Der Durchschnittslohn beträgt 1350 Rubel, also etwa 100 Mark. Zur Zeit gibt es viel zu wenig Arbeitsplätze. Aber durch den Bau eines Ziegelwerkes und den Bau einer Alkoholfabrik (!) sollen 400 neue Arbeitsplätze in Asowo geschaffen werden. Kredite für wirtschaftliche Projekte sind allerdings nur schwer zu

bekommen. Wenigstens wird dieses Jahr mit einer guten Ernte gerechnet. Die neue Regierung unter Putin brachte eine kleine Verbesserung bei den Renten und eine gewisse Stabilität.

Nach wie vor wird der deutsche Kreis Asowo von einer internationalen Kommission begleitet. Die deutsche Seite, betont Herr Körber, habe ihre Zusagen erfüllt. Die russische Regierung jedoch hätte ihre Versprechungen nur zu 60% in die Tat umgesetzt. Es gibt ein russisches Kulturförderungsprogramm bis zum Jahr 2005 für Asowo, das schon unter Präsident Jelzin gestartet wurde.

Um die Mittagszeit begleitet uns Herr Körber zum Kinderheim im Kreis Asowo. Die Kinder und deren Betreuerinnen sind auf unseren Besuch vorbereitet und wir spüren deutlich, dass sie derartige Vorführungen gewohnt sind. In dem alten baufälligen Gebäude gibt es im ersten Stock einen kleinen Saal mit einer selbstgezimmerter Bühne. Während der Direktor spricht, warten die Kinder aufgeregt hinter dem Vorhang.

55 Kinder im Alter von 3 bis 16 Jahren werden hier betreut. 43 von ihnen besuchen die nahegelegene Schule, in der insgesamt 200 Kinder unterrichtet werden. Nur zwei der Kinder sind Vollwaisen, die anderen mussten den Eltern wegenommen werden, weil sie nicht in der Lage waren, für sie zu sorgen. In der Regel verbringen die Kinder hier ihre neunjährige Schulzeit und die anschließenden zwei Berufsschuljahre. Im Heim gibt es eine kleine Theaterschule sowie etliche Sport- und Tanzgruppen. In diesem Jahr konnten wieder fünf Kinder in die Familie zurückkehren, zwei Kinder wurden adoptiert. 16 Erzieherinnen arbeiten in vier Wohngruppen. Außerdem sind angestellt: Eine Sozialpädagogin, ein Psychologe, ein Arzt, vier Krankenschwestern, eine Verwaltungskraft, zwei Arbeitsberater, eine Fachkraft für Fortbildungsangebote, sowie ein paar Frauen für Haus und Küche.

Ein rothaariger Junge begrüßt uns in deutscher Sprache, einige Kinder tragen gut einstudierte Gesangssolos vor, die von einem Keyboard mit Rhythmusgerät begleitet werden. Eine Mädchengruppe zeigt einen Bändertanz und zwei Tanzpaare schließen mit ihrer Vorführung die Veranstaltung ab. Wir spüren, dass der Auftritt den Kindern Spaß macht, aber irgendwie erinnert mich das Ganze dennoch an einen Dressurakt.

Nach der Vorstellung werden wir durch das Heim geführt und schauen die einfachen, aber gut möblierten Zimmer der Kinder an. Die freuen sich – bei aller Routine – über die Abwechslung und über ein paar Süßigkeiten. Als ich dem Direktor eine kleine Spende überreiche, habe ich jedoch ein mulmiges Gefühl. Er wirkt wirklich wie ein Direktor, aber mehr nicht. Alois, der seinen Vortrag übersetzen muss, bestätigt diesen Eindruck: „Der hat noch viele Vokabeln aus der Sowjetzeit gebraucht, die wollte ich einfach nicht übersetzen.“

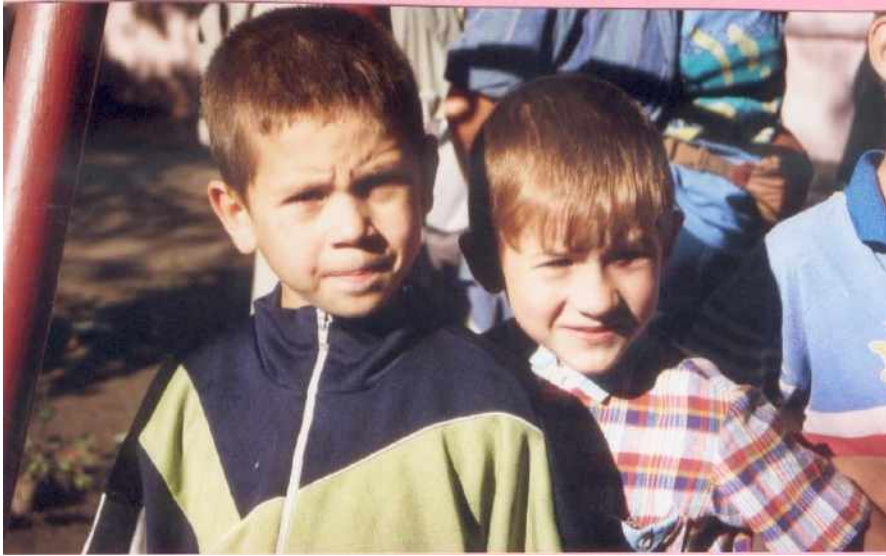
Ein paar Kilometer von Asowo entfernt liegt das Dorf Alexandrowka. Das war einst ein rein deutsches Dorf und wurde vor rund 100 Jahren gegründet. Der Bürgermeister empfängt uns und wir werden in der großen Dorfkantine von drei tüchtigen Köchinnen bewirtet. Olga kommt mal wieder zu spät, weil sie draußen noch drei Frauen ansprach, die gegenüber vor einem kleinen blauweiß angestrichenem Holzhäuschen auf der Bank saßen. Sie beklagten sich, dass die deutschen Touristen immer nur hierher kommen, wo alles noch verhältnismäßig in Ordnung sei. Zum Essen gibt es einen Teller Borschtsch als Vorspeise und danach Manti, in Teig eingerollte Hackfleischbällchen. Dazu wird ein frischer Tomatensalat serviert, und auf jedem Tisch steht eine Flasche Wodka.

Schräg gegenüber von der Kantine befindet sich ein kleines Dorfmuseum, in dem uns Fotos, Bilder, Handwerksgeräte, Handarbeiten und Dokumente von der gut Deutsch sprechenden Museumsleiterin



Schwester Brigitte in Asowo





Kinderheim in
Omsk



gezeigt werden. Im Nebenraum zeigt mir Ala, eine Lehrerin, die Bastelarbeiten, die die Kinder in der Schule angefertigt haben. Ala ist Baptistin, und ich bin stolz, dass ich mit ihr ein kurzes Gespräch zum Thema Kinder- und Erwachsenentaufe in russischer Sprache führen kann.

Am Nachmittag fahren wir noch einmal zurück nach Asowo. Dort wird Schwester Brigitte besucht, eine Diakonisse aus den neuen Bundesländern. Sie gehört einer Diakonissengemeinschaft aus Oberschlesien an, in der etwa hundert Schwestern leben. Vor drei Jahren kam die damals 60-jährige hierher. Schon immer hatte sie davon geträumt, in Russland zu arbeiten. Sie lebt allein in einer Dreizimmerwohnung in einer Plattenbausiedlung mit drei bis viergeschossigen Häusern. In dieser Wohnung veranstaltet sie jeden Samstag fünf Kinderstunden für insgesamt 130 Kinder. Über die Kinder erreicht sie die Eltern, die sie zum Gottesdienst, ebenfalls in ihrem Wohnzimmer, einlädt. Erst kürzlich feierten sie hier die Taufe und Konfirmation von insgesamt 21 Menschen.

Schwester Brigitte ist eine temperamentvolle, fröhliche Frau mit viel Humor, die einfach zupackt. Auf ihrem Klapprad, auf dem sie täglich durch den Ort radelt, ist sie längst zu einer anerkannten Persönlichkeit geworden. Ihr größter Wunsch ist ein kleines Haus, in dem sie einen Raum hat für die Kinderstunde und für die Gottesdienste. Mit der registrierten Baptistengemeinde arbeitet sie gut zusammen und da gibt es auch einen kleinen Hausgebetskreis. Die nicht registrierten Baptisten, die zur Zeit des Kommunismus hart der Verfolgung ausgesetzt waren, sind auch heute in jeder Hinsicht sehr isoliert. Schwester Brigitte meint: „Sie wollen immer nur leiden.“ Und manchmal gilt das auch für die russland-deutschen Christen anderer Konfessionen. So war es beispielweise schwierig, wenigstens eine Altarkerze im Gottesdienst einzuführen. Schließlich erlaubte es der älteste leitende Bruder mit dem Hinweis,

dass Jesus ja von sich gesagt habe: „Ich bin das Licht der Welt.“

Auch in dem Kinderheim, das wir besuchten, hält Schwester Brigitte regelmäßig eine Bibelstunde. Und ihre Tätigkeit dort kommentiert sie mit der Bemerkung: „Die kleinen Luders haben doch Appetit.“ Weiter erzählt sie von einer Silberhochzeit, bei der selbst die alte Babuschka, die doch immer sterben wollte, fröhlich mitfeierte. „Und plötzlich wollte sie gar nicht mehr sterben.“ Schwester Brigitte verschweigt nicht die Not, die durch den Alkoholkonsum in fast jede Familie getragen wird. Und sie freut sich wie eine Schneekönigin über die Spenden, die Rudi ihr von einem ehemaligen Kirchenvorsteher seiner Kirchengemeinde mitbringt. Noch größer wird die Freude als unsere Gruppe ein paar Scheine drauflegt und ein wenig Tee und Kaffee überreicht. Auch die beiden Frauen aus der Gemeinde, die Schwester Brigitte unterstützen, freuen sich. Die Diakonisse bedauert es sehr, dass eine von den beiden demnächst nach Deutschland ausreisen wird. Schließlich trifft noch Ella ein, die Gemeindeleiterin. Natürlich werden wir liebevoll bewirtet mit Tee und Süßigkeiten. Wir singen ein Lied miteinander und wieder einmal fällt uns der Abschied sehr, sehr schwer.

Zurück im Kirchenzentrum trifft sich die bayerische Reisegruppe zu einer ersten Rückblickrunde auf die vergangenen Tage. Alle zeigen sich tief beeindruckt, einerseits erschüttert von der Not, andererseits begeistert von der hoffnungsvollen Kraft mit der viele Menschen die gegenwärtigen Aufgaben meistern und in die Zukunft schauen.

Etliche Teilnehmer unserer Gruppe haben immer noch Schwierigkeiten mit der Zeitverschiebung und mit dem frühen Aufstehen. Und Rudi beklagt sein kurzes und schmales Bett. „Man muss es einfach erlebt haben ...“ gibt Marion die Gesamtstimmung wieder. Wir können nur staunen, dass wir wirklich in Russland sind.

Dass wir als Gruppe reisen und unsere Gruppe an sich, wird von allen positiv hervorgehoben, und wir sind erfüllt von der Vielfalt der Begegnungen und Erlebnisse. Besonders die Situation der evangelischen Christen, der evangelischen Kirche in Russland – zwischen Bedrängung und Begeisterung – erleben wir hautnah. Immer wieder gelobt werden unsere unermüdlichen Dolmetscher Alois und Olga, ohne die wir gehörlos und sprachlos wären.

Natürlich, das wird bei den Kurzberichten deutlich, sehen wir viel Fassade und nicht immer gelingt ein Blick hinter die Kulissen. Der Kommentar von Alois dazu: „Ich hoffe, dass ihr auch die andere Seite seht ...“. Hans fühlt sich zurückversetzt in seine alte Heimat in Rumänien. Und immer wieder wird mit größter Hochachtung von den jungen Menschen aus Deutschland und Russland gesprochen, die unterwegs sind zu den Missionseinsätzen auf den Dörfern. „Es geht dennoch vorwärts“, das ist der allgemeine Tenor.

Mittwoch, 22. August 2001

Nebel liegt am frühen Morgen auf dem Irtysh, und die Angler stehen schon bis zum Bauch im Wasser. In einigen Zimmern hat es heute bereits heißes Wasser gegeben. Unermüdlich laufen die Jogger an der Uferpromenade hin und her.

Nach dem Frühstück hält Marion die Morgenandacht, spricht über das Unterwegssein in der Wüste, Wüsten-erfahrungen der Aussiedler bei uns, und über die Oasen, die es – Gott sei Dank – gibt. Was die Länge ihrer Ansprache anbelangt, sie übertrifft sogar die von Bischof Sailer.

Der Bus bringt die Gruppe, diesmal begleitet von Frau Sailer und von Tatjana, der Bischofsekretärin, zu einem staatlichen Kinderheim. Die stellvertretende Direktorin empfängt uns im Hof. In dem Heim sind etwa fünfzig Kinder im Alter von vier bis sechzehn Jahren

untergebracht. Sie wurden von der Straße aufgelesen oder wurden den Eltern wegen zerrütteter Familienverhältnisse und Alkoholproblemen weggenommen. Einige Kinder sind auch Vollwaisen. Sie umschwirren uns, lassen sich lachend fotografieren und freuen sich über ein paar Bonbons, Stofftiere und Kugelschreiber. Hans pumpt einen Fußball auf, den er dem stolzen Wanja stellvertretend für die Gruppe überreicht.

Die zehnjährige Soja, mit der ich mich unterhalte, erzählt mir, dass sie seit über einem Jahr in diesem Heim lebt. Sie wurde angeblich in einem Dorf gestohlen und von ihrem Onkel in die Stadt gebracht. An mehr kann oder will sie sich nicht erinnern. Die Zimmer der Kinder werden vorgeführt und wie schon in Asowo, so fällt auch hier trotz aller Schlichtheit und Baufälligkeit des Hauses der Versuch auf, die Räume liebevoll zu gestalten: Mit Vorhängen, Teppichen, Überdecken auf den Betten und selbstgemalten Bildern.

Im Zimmer der Direktorin, die später eintrifft, werden wir zu Tee und Konfekt eingeladen. Auch hier in Omsk ist die personelle Ausstattung gut, aber es mangelt an Geld. Die Einrichtung arbeitet mit anderen Heimen und Institutionen zusammen und ist dankbar, dass vor allem die evangelische und katholische Kirche finanzielle Unterstützung gewähren.

Ganz deutlich spüren wir bei den Gesprächen mit den Erzieherinnen deren hohe Motivation, die Liebe und Zuneigung, die sie für die Kinder haben. Der Abschied fällt wieder schwer. Wir überreichen für jedes Kind ein Paar Wintersocken. Sie wurden in einem armen rumänischen Dorf von Frauen gestrickt, die sich damit ein paar Mark verdienen. Regine hatte sie über ein kirchliches Projekt besorgt.

Um die Mittagszeit geht es weiter zur Klinik Nummer 1. Lange dauert die Fahrt durch die Stadt und durch eine Trabentensiedlung mit vielen zehn bis



Klinik Nr. 1 in Omsk



Orthodoxe Kathedrale in Omsk



Vor der Klinik Nr. 1 in Omsk

zwölfgeschossigen Plattenbauten. Nahe einer neuerbauten wuchtigen orthodoxen Kathedrale macht der Bus halt. Kaum erbaut, muss die Kirche schon wieder renoviert werden. Sie ist ein Prestigeobjekt des Metropoliten, der vom Gebietsgouverneur unterstützt wird.

Nach einigen Fragen finden Alois und Olga die Ärzte der Mukoviszidoseabteilung. Mit dem Lift werden wir in den zwölften Stock gebracht. Der Oberarzt stellt uns seine Mannschaft vor: Drei weitere Ärztinnen und einen jungen Stationsarzt, der sich auf die Behandlung der Mukoviszidosepatienten spezialisiert und auch ein einfaches Gerät zum Abhusten entwickelt hat.

Hermann überreicht die mitgebrachten medizinischen Geräte und Hilfsmittel zur Behandlung der Krankheit. Die überschwängliche Freude der Ärzteschaft ist unbeschreiblich. Wieder begegnet uns diese geradezu enthusiastische Begeisterung für die gestellte Aufgabe, obwohl dafür echte Hungerlöhne bezahlt werden. Wir werden durch die Station geführt. Vom Balkon aus gibt es einen Panoramablick und einen Blick auf die zuvor erwähnte orthodoxe Kirche. Alois fragt den Arzt, was denn die orthodoxe Kirche für die Klinik tue. Darauf antwortet der Mann lachend: „Manchmal läuten sie die Glocken ...“

Schließlich werden wir mit Tschai, Cognac und belegten Broten bewirtet. Fragen und Antworten schwirren hin und her. Der junge Arzt überreicht uns ein selbstgebasteltes Massagegerät, er möchte auf seine Art auch den deutschen Ärzten helfen. Er hat entdeckt, dass ein bestimmter Lehm, der hier gefunden wird, den Patienten beim Abhusten hilft, wenn er ihnen nachts auf den Rücken gelegt wird. Davon gibt er uns einen Beutel voll mit.

Am Nachmittag löst sich die Gruppe auf. Der größere Teil bleibt in der Stadt. Ich versuche vergeblich mit der Kreditkarte Geld abzuheben. Angeblich verweigert meine Bank die Annahme der Karte. Dabei

wäre der Kurs so günstig 13,70 Rubel für eine Mark. So fahren wir zum Hotel und gönnen uns eine Ruhe- und Tagebuch-Pause.

Ein älterer Herr mit einem 41 Jahre alten Wolga fragt uns, ob er uns für 30 Rubel zum Kirchenzentrum fahren soll. Er soll. Am Markt tausche ich bei einem Straßenhändler \$500 in 29400 Rubel um.

Der Abend endet mit einem Grillfest für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kirchenzentrums und für uns im großen Garten. Es gibt in Wein eingelegte Schaschliks, erntefrische Tomaten und als Nachtisch riesige Wassermelonen. Auch der junge Arzt, den wir in der Klinik Nummer 1 kennen lernten, kommt mit seiner Frau Lilia vorbei. Sie zeigen uns Fotos von einer Uralwanderung und ich lade sie ein, uns einmal in Ingolstadt zu besuchen.

Donnerstag, 23. August 2001

Als letzter im Bunde ist Rudi heute mit der Morgenandacht dran. Sie dreht sich, anhand der Heilungsgeschichte eines gelähmten Mannes, um das „Aufstehen“. Rudi sagt uns, dass wir aufrecht stehen können, weil es den Auferstandenen gibt, Jesus Christus, der nicht nur dem gelähmten Mann sagt: „Dir sind deine Sünden vergeben“ und: „Steh auf.“

Im Rundgespräch wird die morgige Abreise besprochen und die ersten Termine für das Programm in Novosibirsk werden bestätigt und festgemacht. Dann bilden sich kleine Gruppen für Unternehmungen an unserem ersten „freien“ Tag. Marion führt die Dostojewskifans an und Olga leitet die Wrubel(?)-Museumsgruppe. Alois bietet einen Besuch bei der Caritas an. Regine will mit ein paar Leuten über den Markt schlendern. Ich ziehe mich ins Hotel zurück. Den vorgestrigen Tag in Asowo habe ich nur stichpunktartig festgehalten und übertrage ihn ausführlich ins Tagebuch. Während der Aufzeichnungen plagt mich plötzlich ein

Magengrimmen und wenig später ist der Durchfall perfekt. Ich muss mich hinlegen und eine Schüttelfrostattacke setzt ein. Dann stehe ich wieder auf, schreibe weiter, lege mich wieder hin usw. So vergeht fast der halbe Tag. Schließlich raffte ich mich doch noch auf zu einer Hinterhofwanderung.

Unterwegs werde ich von jungen Leuten angehalten, die mich nach dem Weg zum Technikum fragen. Ich bin ganz stolz, dass sie mich nicht gleich als Ausländer ausgemacht haben, und wir unterhalten uns eine Weile. Dann schaue ich ein paar Jungs zu, die sich ein Baumhaus gebaut haben. Einer schleppt gerade ein Brett an, das noch eingebaut wird. „Nein, die Polizei sagt nichts“, meinen sie. Ich darf ein Foto machen. Zum Schluss erzählen sie, dass sie sich schon auf die Schule freuen, die am ersten September beginnt.

Die Hinterhöfe sind weitläufig angelegt, und hinter jedem Haus steht eine Bank auf der sich die Babuschkas ausruhen oder miteinander schwatzen. Auf den Spielplätzen tummeln sich die Kinder und ein verwahrloster junger Mann wühlt in den Mülltonnen nach Essensresten. Da und dort sitzen ein paar ältere Männer an einem selbstgezimmernten Tisch und spielen Karten oder Domino. In einer Runde kreist allerdings nur die Wodkaflasche.

Beim Abendessen im Kirchenzentrum stellt sich heraus, dass fast niemand von Montezumas Rache verschont geblieben ist. Auch das Ehepaar Sailer hat es erwischt. Als Verursacher werden die Melonen oder das Schaschlik von gestern ausgemacht. Regine bedankt sich mit einem Blumenstrauß bei Frau Sailer. Und ich überreichte dem Bischof unsere Spende, die wir in der Gruppe eingesammelt haben. Eine erste spannende Woche liegt hinter uns.

Freitag, 24. August 2001

Die Nacht ist kurz und teilweise schlaflos. Um sechs Uhr klingelt der Wecker. Kurz

nach sieben Uhr holt der kleine Kirchenbus unsere Koffer ab. Einträchtig trottet die sechszehnköpfige Mannschaft am Irtysch entlang zum Kirchenzentrum. Dort gibt es das letzte Frühstück und wir können uns ein paar Brote für die Zugfahrt schmieren.

Bischof Sailer begleitet uns zum Bahnhof, wo wir auf dem Bahnsteig auf den Zug warten. Ein Baptistenprediger spricht uns an und zeigt uns seine Bibel. Der Zug hat eine halbe Stunde Verspätung und fährt auf Gleis 1 ein, so bleibt uns die übliche Rennerei erspart. Für jeden Wagen gibt es eine eigene Schaffnerin, die ihre Reisenden in Empfang nimmt. Regine und ich sitzen mit Ursula und einer Russin in einem Abteil das mit vier Betten bestückt ist, die wir aber nicht brauchen. Unsere Mitreisende fährt ebenfalls nach Novosibirsk, wo sie lebt und als Architektin arbeitet. Ihr Sohn ist Kardiologe. Sie war schon ein mal in Deutschland, in Münster. Dort lebt die Tochter ihrer Schwester, eine Pianistin.

Birkenhaine gleiten draußen vorbei. Dahinter erstrecken sich meist Getreidefelder, Wiesen oder brachliegende Flächen. Etliche Felder sind bereits abgeerntet. Dann und wann fliegt ein Bahnwärterhäuschen mit Bahnschranke vorbei, kreuzt eine Straße die Bahnlinie. Selten ist mal ein Haus zu sehen, dann ein fast zerfallenes Gehöft, von windschiefen Holzschuppen umgeben. Auf dem Hof steht ein alter Moskwitsch.

Nach einer Stunde durchfährt der Zug langsam die erste Ortschaft. Es ist ein tristes Dorf mit verfallenen Lagerschuppen und armseligen, eingeschossigen Wohnhäusern aus Holz oder aus Betonplatten, ausnahmslos mit Wellblech- oder Eternitdächern. Und schon nimmt unser Zug, mit dem Namen „Sibirjak“, wieder volle Fahrt auf.

In der Stadt Tatarskaja hält er nach eineinhalb Stunden zum ersten Mal. Ich besuche die anderen Gruppenteilnehmer in ihren Coupes. Olga ist mit einer

Der evangelische
Bischof
von Sibirien
Volker Sailer

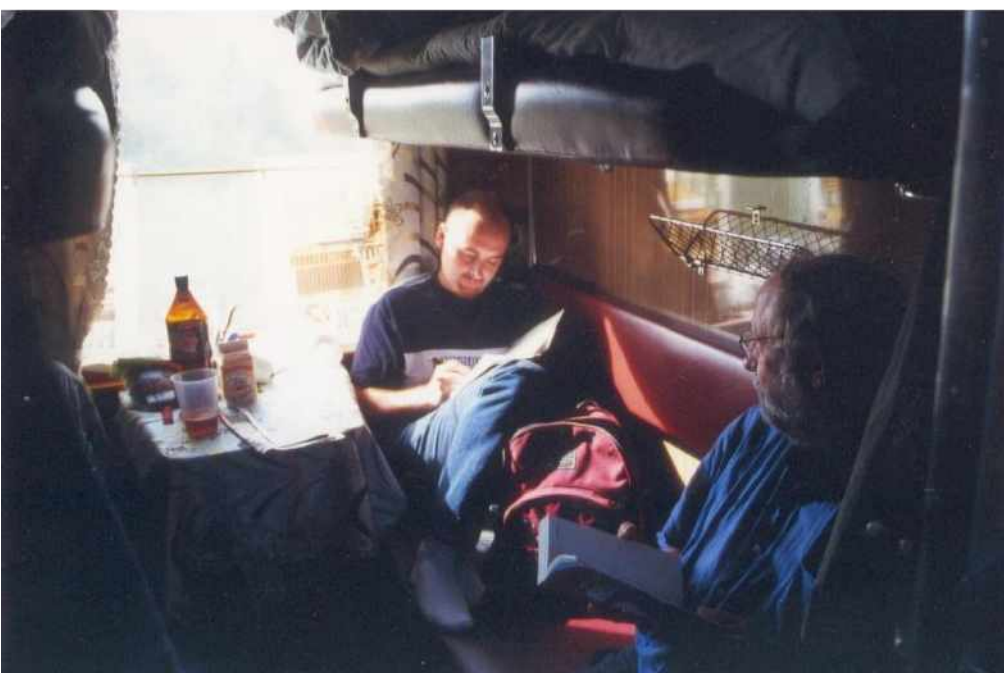


Unsere Gruppe
vor dem evangelischen
Kirchenzentrum von
Omsk





Bahnhof
in Omsk



Im Zug nach
Novosibirsk

russischen Familie im Abteil, die mit ihrer Tochter zurückfährt nach Novosibirsk. Der Mann arbeitet bei der Bahn und seine Frau ist in einem Eisenbahner-Kindergarten beschäftigt. Bei Alois liegt eine junge hübsche Russin lesend im Bett (Na, wie das klingt!). Nur Hermine, Uli, Rudi und Gottfried bilden ein rein deutsches Abteil.

Der nächste Halt heißt Barabinsk. Kaum hat der Zug gehalten, sind die Proviantverkäuferinnen zur Stelle. An einem Drahting aufgereiht bieten sie geräucherte Fische, kleine Pfannkuchen, Roggen-Küchle, Piroshkis, frische Tomaten und verschiedene Backwaren an. Der Zug fährt weiter, und wieder ziehen endlos die Birkenhaine und Wiesen vorüber, kein Berg, kein Hügel weit und breit. Aus dem Bordlautsprecher rieselt unentwegt die – manchmal sogar passende – russische Musik. Die Schaffnerin putzt schon wieder die übersaubere Toilette, dann macht sie mit dem Staubsauger alle Abteile und den Flur sauber. Der Zug ist robust gebaut, liebevoll eingerichtet mit Teppichen, Tischdecken und Gardinen. Künstliche Blumen hängen an der Decke. Frische Bettwäsche gibt es für 31 Rubel inklusive Begrüßungschai.

Ab und zu strahlt die Sonne durch die Wolkendecke. Ein Sumpfgebiet wird durchquert, mit schwarzer Erde, dichtem niedrigen Gebüsch und einer blumenübersäten Wiese. Dann folgen weite Rasenstriche in grün-gelben Tönen und Getreidefelder soweit das Auge reicht. Eine Stunde vor Novosibirsk tauchen die ersten Datschensiedlungen auf. Der Zug wird langsamer und bleibt auf freier Stelle stehen. Ein Gleis wird erneuert, und erst müssen etliche Gegenzüge passieren bevor wir weiterkommen. Deshalb erreicht der „Sibirjak“ mit einer Stunde Verspätung die sibirische Metropole Novosibirsk.

Auf dem Bahnsteig wird unsere Reisegruppe bereits von Pater Danisch und den Gastfamilien erwartet. Pater Danisch ist ein deutscher Priester aus Magdeburg, der hier in der Kurie arbeitet und unser

Helfer und Ansprechpartner in Novosibirsk sein wird. Einige Gastfamilien haben Schilder mit den Namen ihrer Gäste gemalt. So finden wir zu einander. Dennoch müssen einige Zuordnungen wegen der Sprachbarrieren verändert werden. Was ich so mitbekomme ist Rudi der einzige, der ohne Dolmetscher bei einer Frau wohnt, die kaum Deutsch spricht.

Regine und ich werden Galina Galetkina zugeteilt. Sie ist Anfang fünfzig und arbeitet als Wirtschaftswissenschaftlerin in der Universitätsstadt Akademgorodok bei einem Verlag, der eine Zeitung mit Wirtschaftsinformationen herausgibt.

Schon auf den ersten Blick wirkt Novosibirsk viel großstädtischer als Omsk. Die Bahnhofshalle ist feudaler und größer, die Straßen sind noch breiter und der Verkehr ist stärker. Ein weiteres Indiz sind die noch mehr ins Auge fallenden abgestürzten Menschen. Schon auf dem Bahnsteig werden wir von zerlumpten Zigeunerkindern umringt und angebettelt. Und auf dem Vorplatz sehe ich einen betrunkenen Mann, der gerade eine Dose Bier in sich hineinkippt und den Rest über seinen Kopf schüttet.

Uli und Hermine schnappen uns das einzige freie Taxi weg, aber Galina findet einen jungen Mann, der uns in seinem kleinen zweitürigen Wolga für 50 Rubel zur Wohnung bringt. Dort empfängt uns Vera, die 76-jährige Babuschka, die mit ihrer Tochter in der winzigen Zweizimmerwohnung zusammen lebt. Die Wohnung befindet sich in einem dreistöckigen Mietshaus, das von Birken umgeben, in Mitten einer großen Plattenbausiedlung liegt. Der Eingangsbereich und das Treppenhaus des Hauses sind extrem heruntergekommen, die Wohnung selbst ist einfach, aber blitzsauber geputzt. Erste Auffälligkeit sind die vielen Mariabilder an der Wand, ein Jesus-lebt-Kalender, ein Missionskalender und die Bilder etlicher Heiliger.

Galina engagiert sich sehr in der katholischen Kirchengemeinde von Novosibirsk. Sie leitet mehrere Gebetsgruppen, die sich regelmäßig treffen und zeigt uns ihren Rosenkranz, den ihr jemand aus dem Vatikan mitgebracht hat. Während sie das Abendessen zubereitet erzählt mir die fröhliche Babuschka die Familiengeschichte. Da wir das Gespräch in Russisch führen, weiß ich natürlich nicht, ob ich alle Einzelheiten im Detail richtig wiedergebe.

Die Familie wurde aus Litauen nach Sibirien verschleppt und viele Familienmitglieder, darunter auch der Mann von Vera, wurden vom Geheimdienst erschossen. Galina und Vera wohnen seit dreißig Jahren hier in diesem Haus. Die Oma zeigt mir ein paar Fotos. Galina hat eine mittlerweile dreißigjährige Tochter, die verheiratet ist und einen dreijährigen Sohn hat.

Einen Esstisch gibt es in der kleinen Wohnung nicht, wir essen an einem Servierwagen. Die fast zahnlose Oma trinkt Tee und isst ein paar Kekse dazu. Wir bekommen Borschtsch mit Wurst, dazu Tomatensalat. Es gibt Johannisbeerwein und als Nachtisch fast flüssiges Johannisbeergelee. Wir beziehen unser Nachtquartier. Es ist ein kleines Zimmer, zwei Meter auf vier Meter mit zwei extrem schmalen Betten. Die Babuschka schläft im Wohnzimmer auf der Couch, Galinas Bett steht ebenfalls dort. Wenn wir auf die Toilette wollen, müssen wir an den beiden vorbei.

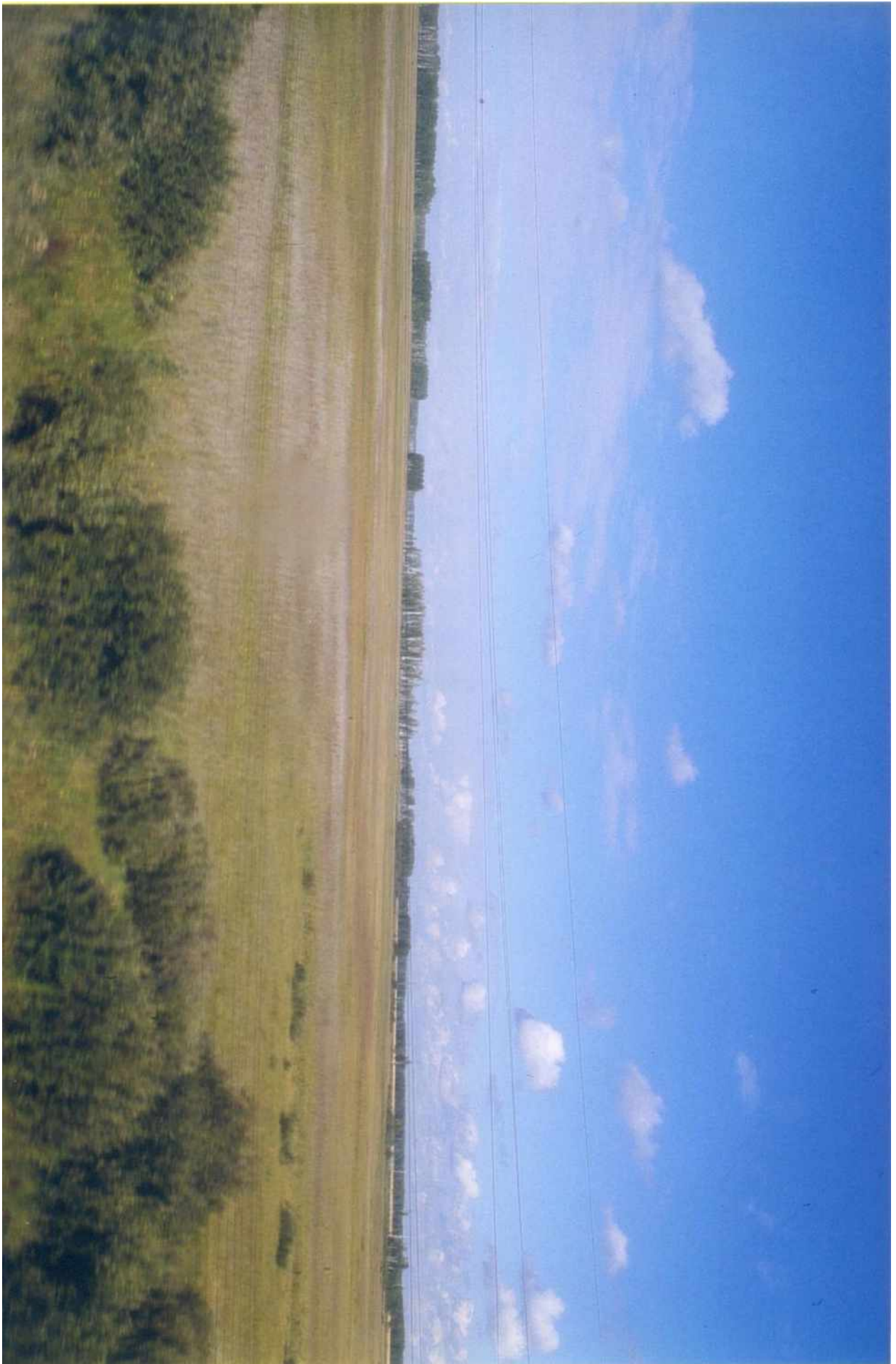
Samstag, 25. August 2001

Wieder einmal heißt es früh aufstehen. Zum Frühstück wird süßes Weißbrot, Butter, Wurst, Käse und Joghurt serviert. Dazu bietet Galina uns einen guten Tee an, der leicht nach Lindenblüten schmeckt. Schon um halb neun machen wir uns auf den Weg und stellen erfreut fest, dass wir

Tür an Tür mit Rudi wohnen. Der freut sich noch mehr, denn jetzt kann er bei Verständigungsproblemen notfalls bei uns klopfen. Zusammen mit ihm und Galina fahren wir im Bus ins Zentrum. Die Stadt ist sehr sauber. Am Lenin-Platz beobachte ich einen Mann, der die Abfälle zusammenkehrt und sie mit der bloßen Hand in einen Plastiksack stopft. Zwölfspurig fließt der Verkehr an dem Denkmal für den Erzkommunisten vorbei.

Pünktlich um halb zehn fährt die Gruppe, begleitet von einigen Gastgebern und Pater Danisch, zu der Universitätsstadt Akademgorodok. Später steigen noch Ursel, Rosi und Olga zu, sie wohnen an der Strecke. Akademgorodok umfasst heute an die 60.000 Einwohner. Es ist eine großzügig angelegte Stadt mit breiten Alleen, eingebettet in viele Grünflächen und Waldinseln. 10.000 ha Wald stehen 2.000 ha Baufläche gegenüber. Die Wohnhäuser und Institute lassen erkennen, dass hier einst nicht gespart wurde. Von Renovierungsmaßnahmen ist allerdings nichts zu erkennen. Das Besondere an Akademgorodok ist der Versuch der vernetzten Zusammenarbeit der verschiedenen Fakultäten. Besonders geschieht dies auf dem Gebiet der Erforschung neuer Bodenschätze, der Urbarmachung des sibirischen Bodens und der Bebauung des Permafrost-Gebietes. Neuerdings wenden sich einige Wissenschaften auch den Problemen der in Russland total vernachlässigten Umwelt zu. Aber an allen Ecken und Enden fehlt das Geld. Löhne können nicht bezahlt werden und sinken und sinken. So beträgt beispielsweise Galinas Lohn weniger als die Rente der Oma, die ihr Leben lang als Buchhalterin arbeitete. Manche Wissenschaftler konnten sich ins Ausland absetzen, viele versuchen es. Etliche Forschungsprojekte mussten abgebrochen werden und natürlich gibt es jetzt auch hier große Arbeitslosigkeit.

Das ganze Trauerspiel können wir im Botanischen Garten mit eigenen Augen wahrnehmen. Das angeschlossene



Auf der Fahrt nach Novosibirsk



Teekessel



Getrockneter Fisch

Botanische Institut ist nur noch ein großes graues Wrack. Irina, eine junge, deutschstämmige Botanikerin führt unsere Gruppe. Sie studierte unter anderem an der Humboldt - Universität in Berlin, hat auch Verwandte in Deutschland, aber sie will hier bleiben in Russland. Irina hält einen kleinen Vortrag, den sie handschriftlich aufgezeichnet hat. Manchmal hat sie Schwierigkeiten beim Vorlesen und Alois hilft aus. Zwei armselige Gewächshäuser, das ist alles, was von der einstigen Pracht übrig geblieben ist und die Pflanzen machen einen noch armseligere Eindruck. Das Freigelände des Botanischen Gartens ist wiederum äußerst großzügig angelegt. Da und dort sieht man Ansätze von Wiederaufbau, aber das Meiste sieht einfach übriggeblieben aus. Um so bizarrer wirkt das Brautpaar, das uns in dieser Szenerie plötzlich begegnet.

Für das Mittagessen hat Galina ein ganz neu eingerichtetes Restaurant ausgesucht. Eine lange Tafel ist festlich gedeckt, ein leckerer Salatteller wartet bereits. Nur die für Sibirien absolut absurde Klimaanlage macht alles zu kühl. Es gibt noch zwei zarte Scheiben Rindfleisch mit Sauce und Kartoffeln, ein kleines Törtchen als Dessert und dazu Tschai oder Kaffee.

Der anschließende Besuch in dem Mineralogie-Museum ist das Kontrastprogramm zu dem Botanischen Garten und lässt unsere Hoffnungen wieder etwas wachsen. Unsere Führerin Margitta, eine Wissenschaftlerin, die wohl bald in Rente geht, verkörpert den Galgenhumor in Person. Anhand köstlicher Anekdoten und plastischer Beispiele informiert sie uns mit profunder Sachkenntnis über den sagenhaften Reichtum der russischen Bodenschätze. Immer wieder unterbrechen die deutschen Besucher ihren Vortrag mit Applaus. Und Margitta zeigt zum Schluss wie sie persönlich ihre Finanzkrise und teilweise vielleicht auch die ihres Institutes meistert. Zusammen mit einer Mitarbeiterin, die fließend Englisch spricht, verkauft sie uns Halbedelsteine, Bergkristalle, geschliffene Steineier,

Ketten, Ohrringe und anderen Schmuck. Sie spricht fließend Deutsch mit russisch singendem Akzent: „Biiite scheeen!“ Nach diesem Museumsbesuch besprechen wir kurz das morgige Programm am Sonntag und die Möglichkeiten am Montag. Dann löst sich die Gruppe auf.

In einem Souvenirladen am Leninplatz tätigen Regine, Rudi und ich unter der Führung von Galina ein paar Einkäufe und ich bekomme endlich auch annehmbare Ansichtskarten für die bereits frankierten Umschläge. Zuhause bei der Babuschka und Galina gibt es zum Abendessen Hühnerleber und Nudeln und wieder Johannisbeersaft und -wein. Während Regine sich nach dem Essen mit den Frauen unterhält, schreibe ich mein Tagebuch. Kurz fällt der Strom aus. Ein paar junge Männer ziehen draußen singend vorbei. Galina erzählt, dass Katholiken nicht stehlen. Nur Russen stehlen. Leider müssen wir ihr berichten, dass es in Deutschland auch unter den katholischen Christen viele Diebe gibt.

Sonntag, 26. August 2001

Um sechs Uhr stehe ich auf. Galina hat schon leckere Piroshkis gebacken, die sie mir serviert und mitgibt auf die Fahrt zur kleinen katholischen Gemeinde in Talmenka. Viktor, der Chauffeur von Bischof Werth, holt mich und Rudi mit seinem Fort Escort Kombi ab. Wir fahren durch die Stadt und laden noch Hermann und Gottfried ein, die ich nach einigem Suchen in ihrer Prachtwohnung aufspüre.

Die Fahrt führt bei bedecktem Wetter vorbei an Akademgorodok nach Süden, Richtung Barnaul. Zwischendrin tauchen ein paar kleinere Hügel und Berge auf, dann erscheint wieder das übliche Bild: Felder, Wiesen, Birken- und Kiefernwälder, kleine Seen, grau-triste Ortschaften, eine Tankstelle, Imbissbuden und wieder weites, unbebautes Land. Ein Lkw auf der Gegenseite wird von der Polizei herausgewinkt, die mit der Radarpistole am Straßenrand steht. Noch

als wir uns mit Viktor über die Bußgeldpreise in Russland unterhalten, wird auch er von einem Milizionär hinausbeordert. Aber Viktor behauptet, als er zurück kommt, dass er nichts habe bezahlen müssen.

Nach gut zwei Stunden Fahrt haben wir die Ortschaft Talmenka erreicht, ein weitflächiges Dorf, in dem einst nur Deutsche lebten. Ein Pferdefuhrwerk mit frischem Grünfutter auf dem Wagen kreuzt unseren Weg. Die Sonne scheint. Zuletzt hat die Straße keine Teerdecke mehr und wir werden ordentlich durchgeschüttelt. Fein herausgeputzte Menschen sind unterwegs, genau so wie eine ganze Reihe zerlumpter Gestalten. Fast alle Häuser sind in der üblichen Holzbauweise errichtet und von hohen Holzzäunen umgeben. Manche Fensterrahmen sind schön geschnitzt und farblich von der übrigen Hausfarbe abgesetzt. Ein paar Sonnenblumen schauen über die Zaunlatten. Alles wirkt so zusammengeschustert, so verwinkelt, so unaufgeräumt, aber auch so malerisch, so verträumt.

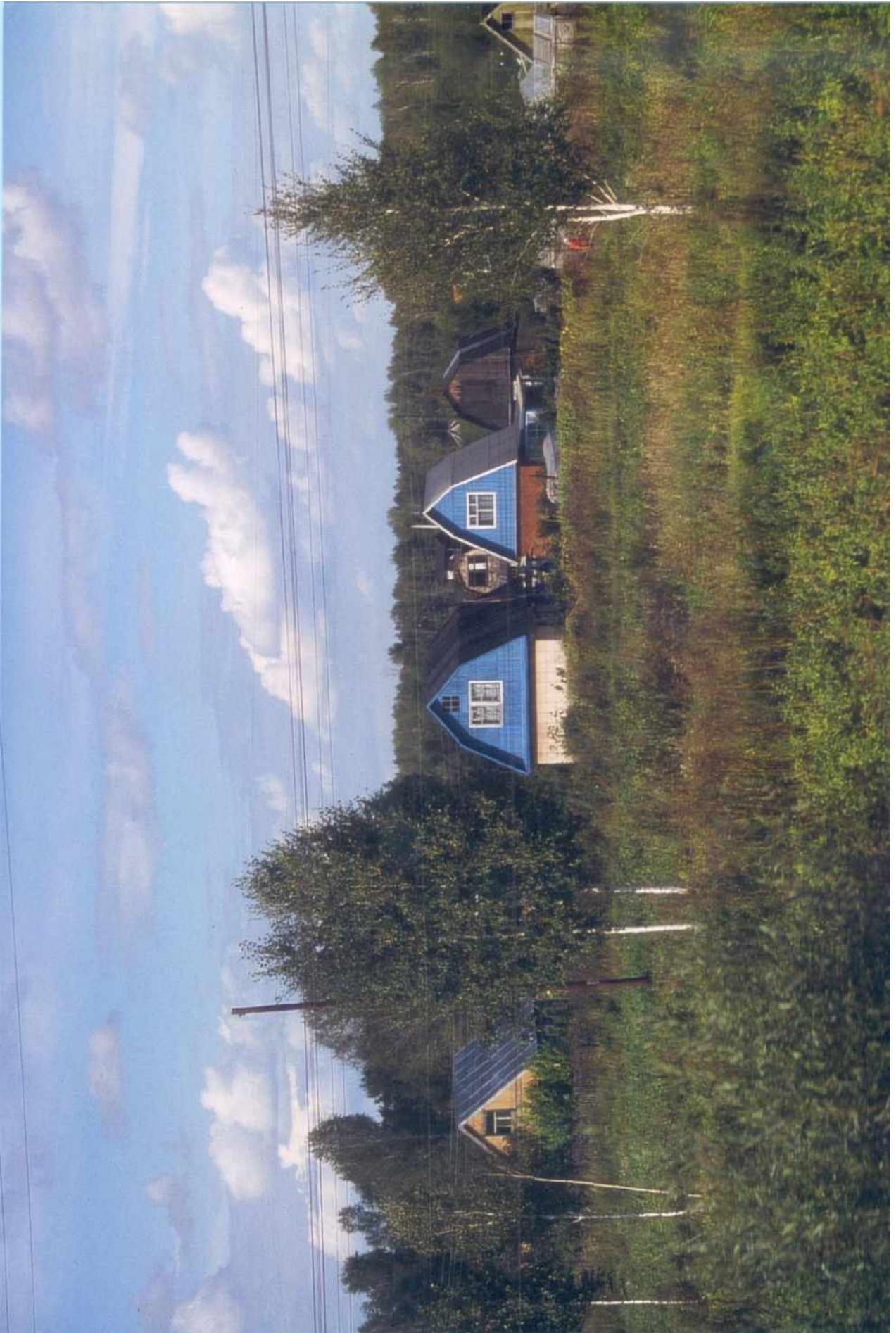
In Mitten dieser chaotischen Idylle steht auf einer kleinen freien Wiese eine noch kleinere sogenannte Renovabis - Kirche: Eine Bausatzkirche, die es wohl überall auf der Welt gibt. Nebenan befindet sich das grüne Pfarrhaus, auch aus Holz, das sich kaum von den übrigen Häusern unterscheidet. Eine junge Ordensschwester in hellem Gewand kommt uns entgegen und stellt sich fröhlich vor. Es ist Schwester Theresa aus Diessen am Ammersee, die schon seit sieben Jahren hier wirkt. Sie gehört dem Orden „Maria Miterlöserin“ an. Es ist ein sehr junger Orden aus der Slowakei, der reichlich Nachwuchs hat, jedoch in Deutschland kein Ordenshaus unterhält. Später kommen die zwei Mitschwester von Schwester Theresa hinzu, Schwester Gemma und Schwester Katharina. Beide stammen aus der italienisch-sprechenden Schweiz.

Die Sonne blitzt durch die Wolken und die Menschen kommen von allen Seiten zur

Kirche. Um zehn Uhr, nachdem die Gemeinde mehrmals den Rosenkranz gebetet hat, beginnt der Gottesdienst. Insgesamt zähle ich etwa fünfzig Besucherinnen und Besucher. Und damit ist die Kirche voll. Um das Bild festzuhalten notiere ich: Vier ältere Männer, zwei junge Männer, zwanzig ältere Frauen (die Hälfte davon mit Kopftüchern), fünf junge Frauen, drei Kinder, die drei Ordensschwestern, zwei Ordensanwärterinnen, drei junge Männer und ein Junge, die als Ministranten mitwirken und Pater Thomas, ein deutscher Priester aus Brandenburg, der die Messe hält. Und eben wir vier aus Deutschland. Die Kirche ist schlicht eingerichtet: Einfache Holzbänke ohne Lehnen, ein Kruzifix, eine kleine Madonnenstatue, zwei Kerzen auf dem Altar.

Die Messe ist eine deutsch-russische Mischung. Alle Lieder werden ausschließlich in russischer Sprache gesungen. Sie werden überwiegend von modernen Melodien getragen und die ganze Gemeinde singt mit. Teile der Liturgie spricht oder singt Pater Thomas in Deutsch. Die Predigt und die Lesungen werden in russischer Sprache vorgetragen. Pater Thomas spricht frei. Sein deutscher Akzent ist unverkennbar. Wir erhalten einen Abdruck der Predigt in deutscher Sprache. Die Ansprache ist kurz, erfrischend, freundlich und den Menschen zugewandt. „Der Glaube beginnt im Herzen“, das ist der Inhalt seiner Worte. Unter anderem erinnert Pater Thomas daran, dass die Kirche von Talmenka vor sechs Jahren eingeweiht wurde.

Die Abendsmahliturgie wird in russischer, das Vater Unser in deutscher Sprache gehalten. Und beim Schlusslied „Großer Gott wir loben Dich“, singt die Gemeinde nach drei russischen Strophen dann in Deutsch weiter. Beim gegenseitigen Friedensgruß erleben wir sehr viel Wärme und Nähe. Am Schluss begrüßt Pater Thomas die deutschen Gäste und auch ich



Datschensiedlung



Renovabis-Kirche in Talmenka



Babuschka

wende mich mit einem Grußwort an die Gemeinde.

Vor dem Gotteshaus haben die Schwestern einen Holztisch mit Keksen, Bonbons und Früchtetee aufgebaut. Aber nur wenige Kirchenbesucher folgen der Aufforderung des Priesters noch ein wenig zu beleiben. Das erinnert mich an die Situation bei uns. Beim Kirchenkaffee stellt sich heraus, dass zwei Gottesdienstbesucherinnen ebenfalls aus Deutschland zu Besuch da sind. Die eine erzählt, dass sie jedes Jahr in die alte Heimat zurückkehrt. Zwei andere ältere Frauen, deren Familien bereits vor ein, zwei Jahren Ausreiseanträge gestellt hatten, kommen mit Rudi ins Gespräch.

Wir unterhalten uns mit Pater Thomas. Er ist seit acht Jahren hier, es ist seine erste Stelle. Damals als er kam, sagt er, gab es noch eine große Gemeinde. Aber immer mehr Menschen wandern ab nach Deutschland. Anfangs fanden die Gottesdienste nur in deutscher Sprache statt. Heute, wo die junge Generation kein Deutsch spricht, ist das nicht mehr möglich. Pater Thomas hat das Haus und den Grund für das Pfarrhaus auf seinen Namen gekauft. Auch eine Trafostation hat er angeschafft, damit er mit Strom heizen kann. Und weil er auch noch ein Auto hat, gilt er im Dorf als Natschalnik.

Der nächste katholische Pfarrer sitzt in Barnaul etwa 70 Kilometer entfernt, ein anderer in Krasnojarsk und dann gibt es noch die Kurie in Novosibirsk mit Pater Danisch und Bischof Werth. Alle drei bis vier Monate trifft Pater Thomas sich mit den Mitbrüdern für zwei drei Tage zu einem kleinen Konvent. „Da gibt es nicht so viel Bürokratie wie bei uns in Deutschland, da gibt es Zeit für einen Kasten Bier und für die Banja.“ Zwei Mal im Jahr fliegt der Pater nach Deutschland und verbringt dort seinen Urlaub. Wohl bald wir er ganz dort hin zurückkehren (müssen). Übrigens beurteilt er die wirtschaftliche Lage in Russland nicht ganz so negativ, wie sie bei uns in den Medien dargestellt wird.

Die Schwestern laden uns in ihr Haus zum Mittagessen ein. Auch Viktor unser Chauffeur kommt mit. Neben dem Wohnzimmer lebt in einem offenen Nebenraum eine alte deutsche Babuschka, die seit sieben Jahren von den Schwestern liebevoll gepflegt wird. Auch die Postulantin aus der Slowakei und die Novizin aus Irland sitzen mit uns am Tisch. Es gibt einen Nudelauflauf mit Hackfleisch und Gurken, Schokoladenpudding, dann wie immer Tee und Kaffee.

Pater Thomas kommt auch auf die orthodoxe Kirche im Ort und im allgemeinen zu sprechen. Er weiß, dass in vielen orthodoxen Kirchen üble Pamphlete voller Hasstiraden auf die Baptisten, die Lutheraner und auch auf die Katholiken ausliegen, aber er verweist darauf, dass etliche orthodoxe Priester diesen Kurs nicht mittragen. Der orthodoxe Ortsgeistliche von Talmenka beispielsweise kam zur Einweihung der katholischen Kirche. Allerdings kam er erst als der Bischof schon weg war. Manchmal besucht der katholische Priester seinen orthodoxen Kollegen auch im Gottesdienst und sie grüßen sich auf der Straße. „Und im Winter, als der Pope kein Holz zum Heizen hatte, da gab ich ihm welches von mir“, sagt der Priester. Kirchliche Gelder von der Caritas für sozialschwache Familien leitet Pater Thomas manchmal auch an den Bürgermeister weiter, weil der alle Sozialfälle kennt und das Geld gegen Quittung weitergibt.

Kurz besichtigen wir die abenteuerliche Fußgängerbrücke von Talmenka und begleiten dann Pater Thomas auf der Fahrt nach Kuretschkino, wo er um drei Uhr den nächsten Gottesdienst hält. Während der Fahrt zeigt Schwester Katharina uns Fotos vom Sommerlager der fröhlichen Firmjugend und vom Schnee, der von Oktober bis April das Land zudeckt.

Das Dorf Kuretschkino ist etwa zehn Kilometer von der Straße entfernt und nur

noch wenige Deutsche leben hier. Auch hier hat Pater Thomas auf seinen Namen ein Haus gekauft und zur Kirche umgebaut. Aber nur noch etwa zehn Personen finden am Sonntag den Weg dorthin. Und die Wenigen, die wir ansprechen können, haben schon ihre Ausreiseanträge gestellt.

Gottfried darf als Mesner die Glocken an dem hölzernen Glockenturm läuten, der daraufhin gleich ins Wanken gerät. Maria, die gerade mit ihrer Tochter Leila zum Gottesdienst kommt, erzählt, dass die Tochter Epileptikerin ist. Auch sie wollen jetzt ausreisen. Die medizinische Versorgung ist katastrophal. Während die anderen den Gottesdienst feiern, schlendere ich mit Rudi und Gottfried durch das planlose Häuser- und Wegegewirr. Was uns immer wieder entsetzt, sind große landwirtschaftliche Anwesen, in diesem Falle ist es eine ehemalige Sovchose, die einfach verfällt. Die Gebäude werden nicht abgetragen, die Maschinen verrotten und verrostet. Es ist ein Bild des Jammers.

Auf der Straße frage ich eine Frau nach dem Weg zur orthodoxen Kirche, denn Pater Thomas erzählte, dass die andere Fraktion einen jungen, 24-jährigen Popen in dieses verlassene Dorf abordnete als sie erfuhren, dass die katholische Kirche hier eine Predigtstation errichtet hatte. Die Frau nimmt uns mit und führt uns zu dem armseligen Gotteshaus, das mit schweren Eisenstangen verriegelt ist. Am Eingang weist ein Schild auf die Gebote im Gottesdienst hin: 1. Männer müssen im Gottesdienst unbedeckt sein. 2. Frauen müssen im Gottesdienst ein Kopftuch tragen. 3. Frauen müssen im Gottesdienst einen Rock tragen. 4. Der Rock darf nicht zu kurz sein. 5. Während des Gottesdienstes darf man sich nicht unterhalten.

Wir spazieren zurück, die meisten Menschen nicken uns freundlich zu und erwidern unseren Gruß. Eine jüngere Familie auf einer Bank, vor einem der

wenigen gepflegten Häuser, fragt uns in Deutsch, ob wir aus Deutschland kommen. Vor dem katholischen Kirchlein unterhält sich Rudi mit einem Mann, der gerade kommt, um seine Mutter von der Kirche abzuholen. Auch dieser Mann wartet auf die Abreise. Wir müssen Abschied nehmen. Die Freudigkeit, die Unaufdringlichkeit der Ordensfrauen und des Priesters haben uns doch sehr bewegt. Lange winken wir ihnen nach.

An der Einbiegung zur Hauptstraße muss Viktor noch einmal anhalten. Fünf Frauen stehen da mit Pfifferlingen in Pappkisten und Preiselbeeren in Plastiktüten. Eine der Frauen spricht besonders laut, schreit geradezu und redet unentwegt auf mich ein. Als ich sie frage, warum sie so laut spreche und ich sie bitte, sie solle langsam und leise reden, winden sich die anderen vor Gekicher. Alle helfen dann mit als ich mich bemühe, möglichst frische Pilzexemplare auszusuchen. Und natürlich herrscht ausgelassene Freude als ich mich mit einer der Frauen zum Foto aufstelle.

Auf der Heimfahrt ist der Verkehr erheblich stärker als am Morgen. Ein paar fette Mercedes mit eingebauter Vorfahrt gibt es auch hier und manche Autofahrer kennen die Bedeutung einer durchgezogenen Linie nicht. Fünf Autos mit Reifenpanne zähle ich am Straßenrand. Bei zweien muss gar an Ort und Stelle der Schlauch geflickt und aufgepumpt werden. Endlich, um 20.00 Uhr, bin ich daheim bei Regine, Galina und der Babuschka. Natürliche haben Galina und Regine ebenfalls Pfifferlinge auf dem Markt besorgt. Also wandern meine zur Nachbarin Frieda, der Gastgeberin von Rudi.

Montag, 27. August 2001

Nach dem Frühstück schaue ich kurz rüber zu Rudi, unterhalte mich in der Küche mit seiner Gastgeberin Frieda. Sie ist die Übriggebliebene einer deutschen Familie die größtenteils nach Deutschland ausgesiedelt ist. Vor kurzem nahm sich ihr Sohn, der massive Drogenprobleme hatte, hier in der Wohnung das Leben. Darunter



Glockenturm der Kirche von Kuretschkino



Straße nach Talmenka



in Kuretschkino

leidet sie natürlich sehr. Sie selbst hatte vor einem Jahr eine schwere Operation am Kopf. Mit ihrem russischen Freund lebt sie seit zwei Jahren hier, und ob die Ausreise mit dem Bruder gelingen wird, das steht in den Sternen. Wer soll den Sprachtest machen, Frieda schafft ihn nicht! Was wird mit dem Freund? Ist ihr klar, dass sie etwa vier Jahre warten muss?

Galina begleitet uns zum Busbahnhof. Mit dem 638er fahren wir bis zur nächstgelegenen Metrostation (5 Rubel). Die Novosibirsker U-Bahn verfügt nur über zwei Linien. Das System ist hier wie in Moskau: Für 5 Rubel kauft man an einer Kasse einen Jeton, steckt ihn am Eingang in den Schlitz und fertig. Die Züge verkehren im Drei-Minuten-Takt. Alles ist sauber, die Lautsprecherdurchsagen sind laut und deutlich, die Fahrt ist schnell. Kurz vor zehn Uhr stoßen wir bei der Haltestelle „Retschnoj Woksal“ (Flussbahnhof) auf die anderen unserer Gruppe. Erika und Hans sind nicht dabei, sie sind mit ihren Gastgebern aufs Land gefahren. Auch Olga und Alexander kommen nicht mit. Sie machen Verwandtenbesuche. Dafür haben Marion und Sven ihre Gastfamilie mitgebracht.

Alois kauft die Tickets für das Schiff (30 Rubel) und wir machen bei strahlender Sonne eine einstündige Dampferfahrt auf dem breiten Ob. Außer uns sind nur noch vier weitere Passagiere an Bord des Motorschiffes, das gut 200 Leuten Platz bietet. Viel zu sehen gibt es nicht: Zwei übermächtige Eisenbahnbrücken, Hochhäuser, eine Sandbank voller Möwen, eine Flussinsel mit ein paar Zeltbewohnern, Angler am Ufer und im Schlauchboot und ein schwarzqualmender Fabrikschlot. Aber es ist einfach schön, so in der Sonne zu sitzen und die Stadtsilhouette vorbeigleiten zu lassen und ein wenig auszuruhen. Mittags führt Alois uns durch die Kurie, zeigt uns die Bischofsbibliothek, die er selbst katalogisiert hat als er kürzlich hier für sechs Wochen zu Besuch war, die Büros und die Redaktion der Kirchenzeitung und

die Privatkapelle des Bischofs. Danach werfen wir einen Blick in die 1993 erbaute Kathedrale mit dem merkwürdigen, riesigen Verklärungsgemälde, bei dem Jesus mit Mose und Elia zum Himmel auffährt und die Menschen unter ihm entsetzt auf eine halbnackte Frau zeigen.

Alois stellt uns Maria vor, die Bischofssekretärin und Mädchen für Alles. Wir treffen Pater Danisch, der uns vom Bahnhof abholte und besprechen unseren Abschiedsabend, der im Bibliothekssaal der Kurie stattfinden darf. Danach löst sich die Gesamtgruppe in kleine Cliquen auf und durchstreift die Stadt.

Am Lenin-Platz habe ich – wie schon in Omsk – Pech bei der Bestellung des Essens. Wir sitzen im Freien und ich zeige der Bedienung, um ganz sicher zu gehen, das Wort „Hackfleisch“. Darauf bestürmt sie mich mit einem Redeschwall, der unübersetzbar ist und ich sage „Ja“. Wenig später bringt sie einen Teller mit kalter Ochsenzunge und ein paar Gurkenscheiben. Zum Glück kommt zufällig Hermann vorbei, der Zungengourmet. Während Regine mit Rudi, Ursula und Rosemarie auf Souvenirjagd geht, esse ich einen Ersatzwurststeller. Danach bleiben ein paar Minuten Pause auf der Parkbank.

Wir schlendern durch die Stadt. Regine findet die ersehnten Teeeier, Rosemarie tauscht Geld, Ursula bekommt doch noch ein Gebäckteil, Rudi kauft weitere frankierte Briefumschläge und wir treffen schon wieder Hermann & Co. Der Geheimtipp aus dem Reiseführer, die Asien-Ausstellung in der Musikschule, wird zum Problem. Die erste Passantin kennt zwar die Musikschule nicht, empfiehlt uns aber den Bus zu nehmen. Wir gehen dennoch peschkom, zu Fuß. Endlich taucht die Gogol-Straße auf. Nach dem dritten Anlauf findet sich auch eine Frau, die von der Ausstellung gehört hat und sie selber sehen will. Sie geht mit uns. Der Weg führt durch eine Toreinfahrt. Auf dem ersten Hinweisschild lese ich schon, wie befürchtet, dass Montags geschlossen

ist. Und so ist es dann auch. So fahren wir gegen 18.00 Uhr mit dem 638er zurück zu unserem Quartier.

Die Babuschka wartet schon und eine Stunde später kommt auch Galina von der Arbeit und fängt sofort an in der Küche zu werkeln.

Dienstag, 28. August 2001

Endlich können wir so richtig ausschlafen. Als wir aufstehen ist Galina schon fortgegangen zur Arbeit. Die Babuschka unterhält sich in der Küche mit einer Freundin von nebenan. Ich wasche meine Socken. Später schreiben Regine und ich Ansichtskarten mit Kurzberichten für Freunde und Verwandte in Deutschland.

Frieda begleitet Rudi und uns auf dem Weg in die Stadt. Kurz vor dem Busbahnhof stellt sie fest, dass sie ihre Brille vergessen hat und so fahren wir allein. Pünktlich um halb zwölf kommen wir bei der Kathedrale an, Frieda ist auch schon da! Wenig später wird an einem Gedenkstein der Opfer der Trudarmee gedacht. Pater Danisch spricht ein Gebet, trägt eine Lesung vor und wir beten miteinander das Vater Unser. Leider hat man vergessen für uns Plätze im Bus zu reservieren. Dennoch entschließt sich unsere halbe Mannschaft dann eben stehend mitzufahren zur Gedenkstätte in der Nähe von Akadem-Gorodok.

Mitten im Wald hat dort ein Deutschstämmiger neben seinem Wohnhaus eine Marienkapelle am Nischnjaja Jelzowka (am unteren Jelzowka-Fluß) erbaut. Auch diese Kapelle soll an die Opfer der Trudarmee erinnern. Pater Danisch und ein weiterer Mitarbeiter eröffnen bei strahlend blauem Himmel die kleine Feier. Dann ergreift ein alter lutherischer Bruder das Wort. Wie sich herausstellt ist es Probst Christian Köhler, bei dem Rosemarie und Ursula den dreistündigen Gottesdienst besuchten.

Die alten Frauen der lutherischen Gemeinde singen ein Lied und Bruder Köhler hält eine Ansprache zu dem neutestamentlichen Text, im dem Jesus als „Guter Meister“ angesprochen wird und einen jungen, reichen Mann auffordert alles zu verkaufen. Nach einem weiteren Lied ist Rudi mit einer improvisierten Ansprache an der Reihe. Er erinnert an die Leiden der Vertreibung und an den Glauben, der den Menschen die Kraft gab auszuhalten. Außerdem überbringt er Grüße aus Deutschland und erzählt welchen Schwierigkeiten die Aussiedler in der alten neuen Heimat gegenüberstehen. Wohnheim, Sprache, Kriminalität und Drogen bei den Jugendlichen. Alois übersetzt wieder einmal ganz souverän und alle Zuhörer sind voll des Lobes für Rudis deutliche Worte im doppelten Sinne.

Der Bus bringt uns zurück nach Novosibirsk zum deutsch-russischen Haus. Bevor dort das Festprogramm weitergeht, begleitet ein deutschstämmiger Mann einen Teil unserer Truppe auf der Suche nach einem Restaurant. Er findet tatsächlich ein Lokal, das wir nie hätten ausmachen können, denn von Außen weist nichts darauf hin, dass dies ein Restaurant ist. Ausgesprochen schnell erhalten wir einen kleinen Salat, eine leckere Soljanka, frischgemachte pommes frites und auch das Schnitzel, das ich bestelle ist tatsächlich ein Schnitzel. Und die Preise sind sehr, sehr günstig.

So gestärkt wird im deutsch-russischen Haus Marion vom Novosibirsker Fernsehen interviewt. Dann wird ein Film über die Deutschen aus Russland gezeigt, danach hält Bruder Christian Köhler nochmals seine etwas zusammenhangslose Predigt über den reichen Mann der alles verkaufen muss, damit er ins Himmelreich gelangt. Diesmal wird die Predigt, die einem tiefverwurzelten Gottvertrauen entspringt, noch länger, weil Probst Köhler auch noch einen russischen Teil anhängt.

Pater Danisch kommt ebenfalls noch einmal an die Reihe und tritt auf die, von



60 Jahre Trudarmee 28.8.2001





ZADI – Tagesstätte für körperbehinderte Kinder in Novosibirsk

roten Samtvorhängen eingerahmte Bühne, in dem hohen Saal, in dem etwa 120 Besucher versammelt sind. Der Pater macht es kurz und erhält Applaus. Dann wird ein Zeitzeuge aufgerufen, der in langen Ausführungen die Geschichte der Deutschen aus Russland nachzeichnet. Zwar beginnt er seine Rede in Deutsch, verfällt aber sehr schnell ins Russische und bleibt dabei. Laut Alois ist der Vortrag des Mannes eine ganz üble Geschichtsfälschung. Unmittelbar nach ihm ist eine deutsch-russische „Forscherin“ dran, die sich wissenschaftlich mit der Geschichte der Deutschen aus Russland beschäftigt und die die Fakten sachlich richtig darstellt.

Es folgt das Kulturprogramm. Eine Mädchengruppe tanzt das Requiem von Mozart. Danach führt ein fast schon professionelles Mandolinenorchester unterstützt von Flöten und Bass-Balalaika ein russisch gefärbtes Oboen-Konzert von Vivaldi auf, sowie ein Konzert für Querflöte von Adolf Schnittke.

Eine alte Dame, die in ihrer Freizeit Gedichte schreibt, trägt eine Hymne auf die Heimat an der Wolga vor. Die Hintergrundmusik des anschließenden Volkssängers (Herr Edel) ist an Schmelz und Schnulzigkeit nicht zu überbieten. Natürlich erfüllt dieser Mann die Wünsche der Hörer. Auch ein altes Ehepaar kommt gut an. Beide treten in volkstümlicher Tracht auf. Der Mann ist bereits 88 Jahre alt und spielt eine kleine Quetsche. Seine Frau ist Russin und singt deutsche Lieder. Wiederum professionell vorgetragen schließt sich ein Stück von Mendelson-Bartholdy auf dem Flügel an. Das Gleiche gilt für die jungen, teils deutsch-stämmigen Sopranistinnen mit ihren solistischen Darbietungen.

Der Titel des Liedes, das ein Chor dann zur scheinbar unvermeidlichen Konserven-Hintergrundmusik singt, erinnert mich an unseren Chor der Singenden Herzen, der freilich auf die Konserve verzichtet. Der Text dieses Liedes ist geradezu Programm:

„Heimat, Heimat, ... kleines Schifflein schaukle der Heimat zu.“ Auch unser Chor singt dieses Lied oft und gern. Mit einem lustigen Tanzreigen endet das Programm. Alle Zuschauer sind nun eingeladen zur Besichtigung einer Ausstellung und zu einer Tasse Tee. Wir bleiben noch ein wenig und eine Frau von der „Wiedergeburt“ lädt uns ein unbedingt morgen auch diese Einrichtung zu besuchen. Nur schwer können wir ihr klarmachen, dass unser Programm randvoll ist.

Auf dem Weg zur Bushaltestelle begleitet uns eine deutschstämmige Frau aus Novosibirsk, damit wir uns nicht verlaufen. Sie meint, dass es schade ist, dass das russisch-deutsche Haus und die „Wiedergeburt“ oft Streit miteinander haben. Als ich ihr sage: „Da geht es bestimmt ums Geld“, meint Sie „Das wollte ich eigentlich nicht sagen.“ Es ist 18.00 Uhr und sehr viel Verkehr wälzt sich durch den Krasnij Prospekt. Endlich trägt unter den vielen Bussen einer die Nummer 638. Die Passagiere zahlen mal beim Einsteigen, mal beim Aussteigen, einige erhalten einen Fahrschein, andere keinen, manchen geben ihn wieder zurück wenn sie aussteigen andere behalten ihn. Ein System ist nicht erkennbar. Die junge Schaffnerin sichtet jedenfalls ständig ihre Rubelhaufen um, die auf einer Woldecke neben dem Chauffier liegen. Unter der Woldecke befindet sich der Motor des Busses.

Die Babuschka erwartet uns bereits. Telefonisch hat sie von Galina die Anweisung bekommen, uns sofort zu bedienen, sobald wir ankommen. Wir schlürfen eine Kartoffelsuppe, zupfen ein paar Hühnerschenkel ab und essen zum ersten Mal im Leben Krautsalat mit Pfifferlingen. Galina kommt heim. Als ich die Babuschka frage, wo meine Socken sind, lacht sie. Per Telefon hatte sie die Anweisung von Galina erhalten, die Socken draußen auf die Leine zu hängen. Und da hängen sie noch. Die Babuschka hatte sie vergessen. Sie holt sie und will sie gleich bügeln. Regine erklärt ihr vehement,

dass es so was bei uns nicht gibt. Während ich mein Tagebuch vervollständige, lernt Galina bei Regine Deutsch.

Mittwoch, 29. August 2001

Bereits gestern Abend hat Galina angefangen für heute zu kochen. Sie klopfte das Fleisch, zerkleinerte es und drehte es durch den Wolf. Heute morgen gibt es Blini, hauchdünne Pfannkuchen, gefüllt mit Hühnerpastete oder Käse oder Zucker. Um halb zehn brechen wir auf und treffen um halb elf einen Teil unserer Gruppe in der Kurie. Pater Danisch und Viktor, der Chauffeur des Bischofs, bringen uns zum „Zentrum der Adoptierung von Kinder-Invaliden und Invaliden seit Kindheit an mit Zelebral-lähmung.“ So lautet jedenfalls die deutsche Übersetzung der Hilfsorganisation „Zadi“ auf dem deutschsprachigen Prospekt, den mir die Direktorin überreicht. Die Gruppe gründete sich vor vier Jahren und wird neben der katholischen Kirche auch von den orthodoxen Christen finanziell unterstützt.

Wohl dank der agilen Werbung der Direktorin, „die einem manchmal auf den Wecker gehen kann“ wie Pater Danisch meint, ist diese Gesellschaft in der Lage bis zu 100 Kindern im Alter von vier bis sechzehn Jahren zu helfen. Leider hat die Einrichtung bis 11. September Ferien, weil das ganze untere Stockwerk renoviert wird. Aber die Chefin und drei ihrer Mitarbeiterinnen haben vier Mädchen und vier Jungen zusammengetrommelt, die uns im Computerraum empfangen, der mit fünf Computerplätzen bestückt ist. Der Wunsch der Fachlehrerin ist ein Internetanschluss und dass das kaputte sechste Gerät endlich repariert wird.

Ich unterhalte mich mit Wanja. Er ist dreizehn Jahre alt, seine Beine sind völlig gelähmt und nur mühsam schleppt er sich auf seinen Krücken vorwärts. Aber er strahlt diesen ansteckenden Lebenswillen und eine tiefe Fröhlichkeit aus. Bei zwei Kindern ist die Lähmung so ausgeprägt,

dass sie den Tee nicht alleine trinken können. Mindestens zwanzig Mal versucht Lara ein Gebäckteil in die Hand zu nehmen, aber sie scheitert immer wieder. Ich bin spontan versucht zu helfen, weiß aber dass es sie verletzen würde. Schließlich bittet sie ihre ebenfalls behinderte Freundin um Hilfe. Die meisten Kinder besuchen keine normale Schule, sondern werden zu Hause unterrichtet. Zwei Mal in der Woche werden sie von einem der beiden Kleinbusse der Tagesstätte abgeholt. Im Vordergrund der Gruppe stehen Angebote, in denen die Kreativität der Kinder gefördert wird. Es gibt eine Musikgruppe und einen Theaterkreis. In einem kleinen Werkraum können die Kinder basteln, in einem anderen Raum gibt es Geräte für Sport und gymnastische Übungen.

Die Leiterin von der Theatergruppe zeigt einen Film von einem Theaterstück, das im Juni für die Eltern aufgeführt wurde. Vom Drehbuch bis zu den Kostümen hat die Gruppe alles selbst erarbeitet. Der Kapitän und der Steuermann des Schiffes „Hoffnung“ werden von Piraten festgenommen. Liebe und Güte treten in schönen Gewändern auf und erzählen, dass nicht durch Kampf, sondern nur durch sie die Befreiung geschehen kann. Und so ist es dann auch.

In einer fröhlichen Runde werden wir mit Tee, Keksen und Pralinen bewirtet, und die Kinder singen uns ein Lied vor, das eine Lehrerin am Klavier begleitet. Eine typisch russische Melodie mit der schwermütig-fröhlichen Melancholie. Dann sind wir an der Reihe mit dem Lied von der hölzernen Wurzel. Und bei dem „Hut mit den drei Ecken“ spielen die Kinder gleich begeistert mit. Es stellt sich übrigens heraus, dass etliche dieser Kinder aus deutschstämmigen Familien kommen. Die fünfzehnjährige Nadja Bieger erzählt von ihren sieben Geschwistern und davon, dass sie einmal Business-Managerin werden will. Wir bedanken uns herzlich, und ich überreiche der Direktorin eine kleine Spende aus der Gruppenkasse.



Evangelische Kirche in Novosibirsk





Brücke über den Ob (Novosibirsk)

Pater Danisch nimmt Olga, Rudi, Regine und mich mit zurück in die Stadtmitte, von wo aus wir mit dem Bus zum Zoo-Park fahren, wo wir von Galina erwartet werden. Dort können wir nur einen kleinen Teil der weiträumigen Anlage erwandern. Zunächst fällt auf, dass der Zoo sehr gut besucht ist und nicht nur die Tiere eine Attraktion darstellen. Vor allem für die Kinder gibt es auch andere Abwechslungen: Kleine elektrobetriebene Autos, ein Karussell, eine Kutschfahrt, eine kleine Bahn die durch den Park fährt, Eisverkäufer und Imbissbuden. Uns zieht es natürlich zu den sibirischen Tigern, zu den heimischen Wölfen und Bären. So weit und groß der Park ist so eng und vergittert sind die Käfige für die Tiere. Deshalb hinterlässt dieser Besuch bei mir gemischte Gefühle.

Im Saal der Bibliothek der Kurie steigt unser Abschiedsfest für die Gastfamilien. Ein zusätzlicher Tisch wird aus dem Keller hochgeschleppt und aus den Büros werden weitere Stühle geholt. Die Frauen richten in der Küche belegte Brote her, die teilweise im Ofen überbacken werden. Auch die von Alois besorgten Getränke, Piroshkis und Süßigkeiten werden auf dem Tisch verteilt. Als dann alle Gäste und alle Teilnehmer beisammen sind wird es eng und gemütlich. Uli hat seine bayerische Fahne aufgehängt und Hermann erklärt den sibirischen Gästen das bayerische Staatswappen. Es herrscht ein russisch-deutsch-englisches Sprachengewirr und es wird viel und herzlich gelacht. In wenigen Tagen sind Freundschaften gewachsen. Wir holen unsere Liedblätter und untermauern diese These mit dem Lied von der wahren Freundschaft, die nicht wanken soll. Dann versuchen wir uns an Kalinka und Regine und ich tragen ein bayerisches Lied vor. Die richtige Stimmung kommt aber erst auf, als das Gastehepaar von Ursula und Rosemarie ein ukrainisches Volkslied zweistimmig vortragen. Und siehe da, bei den anderen russischen Volksliedern singen selbst unsere deutschstämmigen

Gastfamilien von Herzen mit. Die Begegnungen in Novosibirsk klingen aus.

Donnerstag, 30. August 2001

Schon früh am Morgen spitzt die Sonne durch die Birken vor unserem Fenster. Und der Wetterbericht im Fernsehen verheißt 30 °C für Irkutsk. Schon seit gestern Abend gibt es – ganz im Gegensatz zu Omsk – kein kaltes Wasser. Nur warmes. Vorsorglich hat jedoch die Babuschka die Wanne voll laufen lassen und so sind wir versorgt. Wieder konnten wir in Ruhe ausschlafen und frühstücken. Die Koffer sind gepackt.

Mit Rudi fahren wir in die Stadt. Wir nehmen den Trolleybus Nummer 2 zum Bahnhof. An der Haltestelle spricht uns die aufgeweckte elfjährige Nadja an. Sie geht in die sechste Klasse, freut sich nicht sonderlich auf die Schule und möchte gerne wissen, wie deutsches Geld aussieht. Wir schenken ihr ein paar kleine Münzen und noch im Bus quaselt sie munter weiter. Als wir beim Bahnhof aussteigen, geht ein Mann auf uns zu, der schon im Bus immer wieder zu uns herüberschaute. Er stellt sich als Russlanddeutscher von der Wolga vor. Er kam aus der Gegend von Saratow, ist seit zwei Jahren in Rente, und nur die Halbschwester wohnt in Deutschland. Seine ganze Familie lebt hier in Novosibirsk und wird wohl hier bleiben.

Eine Frau, die ich nach dem Weg zur Alexander-Nevskij-Kathedrale frage, nimmt sich sehr viel Zeit für uns. Auf unserem Stadtplan zeigt sie uns, dass es doch noch fünfzehn Fußminuten sind bis zu der Kirche. Rudi tauscht seine letzten Dollars um und wir machen ein paar Fotos von der im Umbau befindlichen Kathedrale. Als wir die Kirche betreten, stellen wir fest, dass gerade ein Gottesdienst stattfindet. Die Fülle der Ikonen erinnert mich an das Büchlein über die Orthodoxie, das ich gerade lese. Die Ikone beschränkt sich nicht auf die Verehrung des Bildes, sie will Abbild des göttlichen Vorbildes sein. Der junge

Priester hat seine langen, roten Haare zu einem Knoten zusammengebunden. Sein langer Bart ist, so will es die kirchliche Vorschrift, ungestutzt. Die Gläubigen stehen im großen Halbkreis um den Altar. Viele tragen kleine Kinder auf dem Arm, offensichtlich ist hier eine Taufe im Gange. Während der Priester in monotonem Gesang Gebetsrufe vorträgt, bei denen er sich unentwegt bekreuzigt, schüttet der Mesner zwei Kübel heißes Wasser in das große, silberfarbene Taufbecken. Häufig werden die Gebete unterbrochen, der Pfarrer wendet sich zur Gemeinde, macht mit dem Kopf ein Kreuzzeichen während er sich immer eine viertel Drehung weiterbewegt. Die Spiritualität des Hymnus prägt den ganzen Gottesdienst.

Unter Handauflegung werden alle Täuflinge gesegnet. Dann müssen die Menschen sich vom Altar abwenden und anschließend eine Lossagung vom Bösen wiederholen. Schließlich wird das Taufwasser mit heiligem Öl kreuzförmig gesegnet und mit demselben Öl werden alle Täuflinge an der Stirn, an der Brust, an den Ohren, an den Händen und an den Füßen gesalbt. Die Taufe ist für den Täufer ein wahrer Kraftakt. Zuerst werden die ganz kleinen Babys nackt ausgezogen und drei Mal ganz untergetaucht und danach, meist schreiend in ein Handtuch gewickelt. Vorher zeigt der Priester den Menschen, wie sie sich bei der Taufe verhalten sollen. Erbärmlich ist der Anblick eines behinderten Babys mit einem großen Kopf und einem kleinen Körperchen mit bewegungslosen Armen. Beim Untertauchen bleibt diesem Kind die Luft weg und der Pope schüttelt es kräftig, bis es sich wieder mit Leben füllt. Ein etwas größeres, pummeliges Mädchen von etwa eineinhalb Jahren wird einfach ins Becken gestellt und von oben mit einer roten Plastikkelle übergossen. Geradezu genussvoll lässt dieses Kind das Bad über sich ergehen. Den großen Kindern und Erwachsenen wird ordentlich der Kopf gewaschen. Ein Täuflingsopa versucht zu fotografieren und keiner sagt was. Ein zweiter und dritter Fotograf schließen sich

an. Ich frage den ersten, ob ich auch ein Bild machen darf und er wiegt den Kopf eher ablehnend hin und her, meint aber ich soll es einfach auch versuchen. Und niemand nimmt Anstoß.

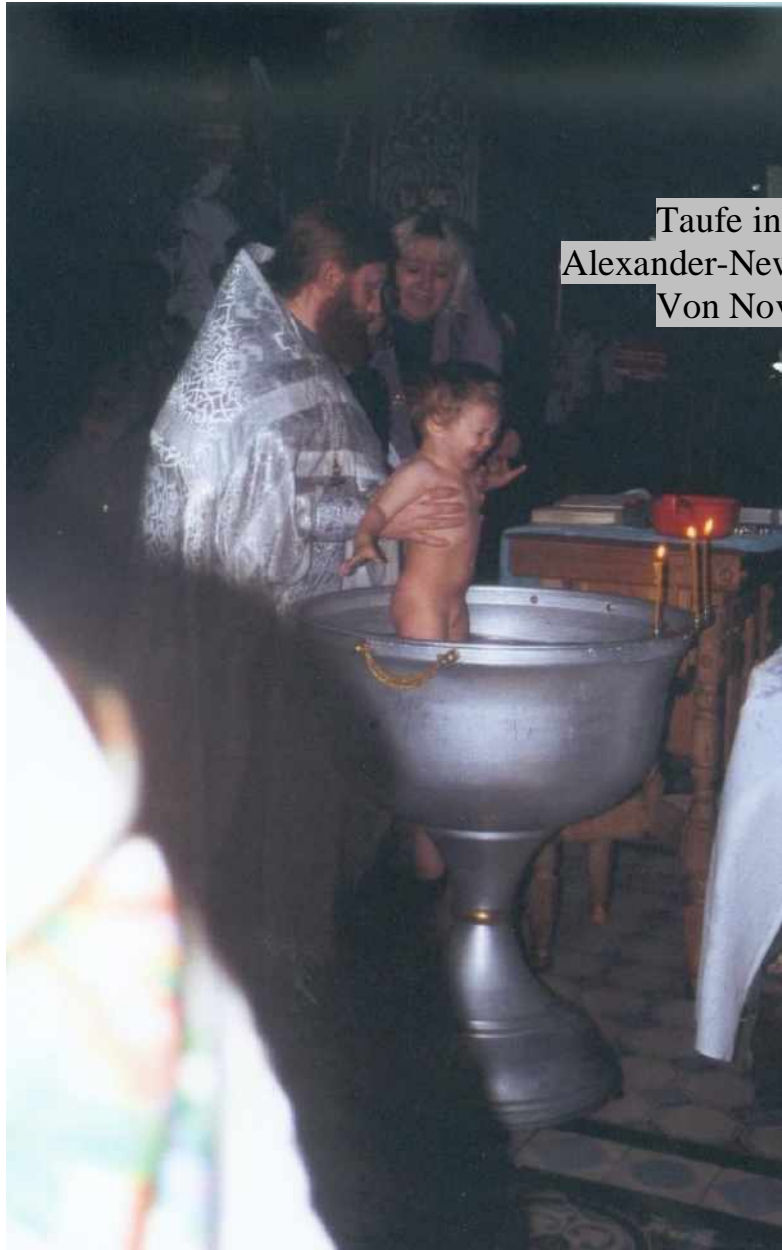
Mit dem Trolleybus und anschließend mit dem Kleinbus fahren wir ein letztes Mal zurück in unsere Novosibirsker Wohnung in die Schukowskovo Straße. Dort wartet schon die Tochter von Galina, Julia, mit ihrem Sohn Kostja auf uns. Dem Dreijährigen macht es einen Riesenspaß den Servierwagen immer wieder zusammen zu klappen, wenn die Oma ihn aufstellt. Dann holt er hinter Regines Bett seine Spielzeugkiste hervor und beschäftigt sich mit ein- und aussortieren. Uns serviert die Babuschka um drei Uhr das verspätete Mittagessen. Es gibt eine rote Kartoffel-Kraut-Fleisch-Suppe, für jeden ein kleines Schnitzel, Fleischpflanzerl (das war mein Wunsch) und dann noch zwei Blinis.

Frieda klopft an und entscheidet, dass wir nun doch nicht mit dem Taxi, sondern mit dem Oberleitungsbus zum Bahnhof fahren. Die Oma findet das gar nicht gut und ist ganz aufgeregt. Schon das Überqueren der achtspurigen Straße mit den Koffern ist ein Abenteuer. Der Freund von Frieda wuchtet unsere Monster in den schon ziemlich vollen Bus und in letzter Sekunde steigt auch Frieda ein. Ähnliche Anfahrtsberichte liefern Marion mit Sven und Gottfried mit Hermann. Der Fast-Schwiegersohn von Hermanns Gastfamilie sollte die beiden Männer zum Bahnhof bringen. Ein Taxi wurde kategorisch abgelehnt. Endlich um fünf Uhr kam der junge Mann und setzte sich erst mal gemütlich an den Tisch um seine Pilmeni zu verspeisen. So kommen die beiden Männer zwanzig Minuten zu spät, aber noch rechtzeitig zur Abfahrt des Zuges Novosibirsk – Wladiwostok, der pünktlich um 18.10 Uhr den Bahnhof verlässt.

Der Abschied ist tränenreich. Galina hat sich von der Arbeit frei genommen und winkt uns lange nach. Auch Maria, die Bischofssekretärin hat sich eingefunden.

Abschiedsfeier in der Bibliothek der Kurie von Novosibirsk





Taufe in der
Alexander-Newski-Kathedrale
Von Novosibirsk



Das größte Hallo herrscht bei der Gastfamilie von Sven und Marion.

Schnell sind die Abteile in unserem Wagon Nummer 11 vergeben. Wir teilen uns die Wohnkabine mit Hermann und Gottfried. Ursula nächtigt mit Rosemarie, Olga und Alois. Marion und Sven bilden mit dem gut mit Proviant ausgestatteten Rudi und mit Alexander eine Wohn- und Schlafgemeinschaft. Die letzte Crew besteht aus Hermine mit Uli, sowie Erika mit Hans.

Schnell entwickeln sich auf dem Gang die ersten Kontakte mit den russischen Passagieren. Drei Soldaten, die zurück fahren zur ihrer Einheit in Wladiwostok, freuen sich über die Bayern, denn einer von den Burschen war schon mal in München. Die, diesmal nicht so freundliche, Schaffnerin gibt die Bettwäsche und den Tschai aus, Ursula verteilt Gurken mit Kartoffeln, Hermann erzählt Russlandgeschichten, Gottfried lernt liegend Russischvokabeln. Erikas Lachen von nebenan ist unüberhörbar, Hermann verpasst Ursula eine Massage, ich verspeise Galinas Fleischpflanzerl.

Nach drei Stunden Fahrt hält der Zug zum ersten Mal in Taiga, der Stadt, die das Tor zu der nun folgenden gleichnamigen Landschaft bildet. Hermann holt vom Bahnhofskiosk sechs Flaschen Bier. In Plastikeimern bieten Frauen, die am Zug entlanggehen, Zirbelkiefernzapfen an, deren Kerne man herauschälen muss, um sie dann essen zu können. Endlich wird die Dauerberieselungsmusik ausgeschaltet, die sich bei unserem Lautsprecher nicht abstellen lässt. Das Geschaukel der Transsib und das gleichförmige tak-tak wiegt und klopft uns in den Schlaf. In der Nacht hält der Zug noch zwei Mal, in Bogotol und in Atschinsk. Überall, auch in der Nacht, sehe ich Bahnarbeiter beim Gleisbau, in einem Stellwerk, an einer Schranke, in einem Reparaturwerk.

Freitag, 31. August 2001

Um halb sechs legt der Zug einen langsamen Gang ein, fast alle Passagiere schlafen noch und ich kann in Ruhe und relativ schaukelfrei die Toilette aufsuchen. Sieben Uhr ist es, als unser Transsib, er trägt den Namen „Sibir“, für zwanzig Minuten in Krasnojarsk halt macht. Die Millionenstadt liegt eingebettet im Flusstal des Jenissej, der hier fast zwei Kilometer breit ist. In Krasnojarsk befindet sich die größte Aluminiumhütte der Welt.

Auf dem Bahngleis gegenüber steht ein Vorortzug mit derben Holzsitzen. Die meisten Menschen in den Wagons haben schwere Rucksäcke dabei und sind wohl unterwegs zu einem verlängerten Wochenende auf ihren Datschen, die sich dreißig Kilometer lang links und rechts an den Berghängen entlang der Zugtrasse hinziehen.

Gegen acht Uhr fliegt noch einmal das vertraute Bild vorüber: Birkenhaine, Wiesen, ein paar Nadelbäume, ein Viehhirte auf einem Pferd, der eine Herde vor sich hertreibt und die Peitsche knallen lässt. Eingezäunte Gemüsefelder gleiten vorüber, Feldwege durchziehen die Landschaft, selten kreuzt eine Schotterstraße die Bahnlinie. Ein überlanger Laster zieht eine dicke Staubwolke hinter sich her. Ab und zu taucht eine Ortschaft auf mit ebenerdigen Holzhäusern. Im Hintergrund sieht man eine Stadt mit ein paar Plattenbauten und über uns knattert ein riesiger Hubschrauber. Ein schmales Sumpfgebiet wird durchquert, der Himmel strahlt wolkenlos blau, und wir laufen in Kansk-Jenissej ein, einer tristen Industriestadt. Tausend Kilometer haben wir nun seit Novosibirsk zurückgelegt.

Es ist Mittag, und der Sibir stoppt für zwanzig Minuten in der Stadt Ilanskaja, die etwa einhunderttausend Einwohner zählt. Alle Bayern steigen aus und decken sich mit Proviant ein: Eingerollte Waffeln, warme Pirotschki, die mit Kraut oder Kartoffeln gefüllt sind, eingelegte Gurken, Tomaten und gekochte Kartoffeln mit

Lauchzwiebeln. Gottfried bringt auch eine Wurst mit, die gleich weggeputzt wird.

Bei der Weiterfahrt fällt mir auf, dass vor einigen Häusern große Berge von Birkenholzklötzen liegen, die da und dort bereits für den Winter gehackt werden. Auf den Äckern vor den Datschen werden die Kartoffeln geerntet, bevor der erste Bodenfrost kommt. Der Zug passiert ein paar Sägewerke und bei Kurjat gibt es einen ungeplanten Halt, weil wegen einer Baustelle auf den Gegenzug gewartet werden muss.

In Nischneudinsk wird die Lok zum zweiten Mal ausgewechselt. Die tüchtigen Verkäuferinnen sind auch gleich zur Stelle. Am Gleis gegenüber stoppt der Zug von Wladiwostok nach Moskau. Auf über neuntausend Kilometern ist er acht Tage und sieben Nächte unterwegs. An jedem Bahnhof überprüft ein Arbeiter die Bremsen, Lager und Achsen der Wagons. Ein anderer Mann füllt die Wassertanks nach. Auf dem Güterbahnhof beladen drei Männer einen Langwagen mit Holz. Nun überquert der Sibir ein paar malerische Flussläufe und rollt an einem idyllischen See vorüber. Unter den Nadelbäumen finden sich jetzt neben Kiefern und einigen Tannen auch sibirische Lärchen.

Die Musik in unserem Abteil läuft wieder und lässt sich einfach nicht leiser stellen. Unsere Wagenschaffnerin verspricht uns, dem Mechaniker bescheid zu sagen, aber der kommt natürlich nicht. Also greift Gottfried zum Taschenmesser und macht dem kratzenden Lautsprecher den Garaus. Wieder legt der Zug einen unfreiwilligen Halt ein. Die drei Soldaten schäkern mit Olga, einem jungen russischen Mädchen. Regine sitzt mit Gottfried und Hermann im Restaurantwagen, die Bedienung dort ist nicht sehr freundlich. Die untergehende Sonne verwandelt die Landschaft in ein Gemälde.

Wir kommen mit der zwölfjährigen Sweta aus Ulan-Ude ins Gespräch, die mit der Schwester und den Eltern aus den Ferien

zurückkehrt, die sie bei den Großeltern in Wolgograd verbrachten. Sie geht jetzt in die siebte Klasse und spricht schon recht gut Englisch. Sie singt und tanzt gerne, und ihr Wunschtraum ist es, einmal Tänzerin zu werden. Ihre ältere Schwester Mascha hält sich ein wenig im Hintergrund. Die Mädchen lassen sich mit Regine fotografieren, und auch die Soldaten wollen unbedingt abgelichtet werden. Wir schreiben uns die Adressen auf und versprechen den jungen Leuten, die Fotos zu schicken.

Mit knapp zwei Stunden Verspätung läuft der Sibir in Irkutsk ein. Es ist fast schon früh am Morgen. Wassilij unser Leiter und Organisator für die letzte Sibirienwoche erwartet uns mit einem kleinen Bus. Nur Olga wird von ihrer Gastfamilie persönlich abgeholt. Wassilij überreicht jeder Wohngruppe eine Adressenliste und einen Programmplan für die kommenden Tage. Er hat wirklich alles großartig organisiert.

Regine und ich werden von Ludmilla Popova (54) in Empfang genommen. Ihr Mann kam bei einem Autounfall ums Leben. Auch ihre Eltern leben nicht mehr. Sie selber hatte kürzlich eine sehr schwere Kopfoperation zu überstehen und kann seither nicht mehr zur Arbeit gehen. Die frühere Ingenieurin erhält eine Frührente. Ihre Tochter Irina arbeitet zur Zeit als Übersetzerin in Hamburg, wo sie studiert hat und nun hofft, eine Arbeit zu bekommen. Die Wohnung von Ludmilla liegt im vierten Stock und ist liebevoll hergerichtet worden. Das Haus selbst ist eines der typischen, grauen Mietshäuser, das unverputzt hochgezogen wurde und äußerlich recht schlampig aussieht. Wir übernachteten im Wohnzimmer auf einer Doppelcouch und ich genieße die seit vielen Tagen heiß ersehnte kalte Dusche.

Samstag, 1. September 2001

Wir schlafen noch ein paar Stunden und Ludmilla serviert uns um elf Uhr ein reichhaltiges Frühstück. Tomaten gibt es, Dill, Gurken und Petersilie. Sie stammen



In der jüdischen Synagoge von Irkutsk





Angara



in Irkutsk



1.9.2001
Tag des Wissens

aus der Datscha der Nachbarin. Unsere liebenswerte Gastgeberin gibt sich größte Mühe, ganz langsam mit uns zu sprechen, und sie verbessert auch unsere Russischversuche. Das ist natürlich sehr hilfreich. Sie hatte ein Mal für drei Monate einen Gast aus der Schweiz, der kein Wort Russisch sprach und diese Erfahrung kommt uns nun zu gute. Außerdem spricht Ludmilla ein paar Worte Englisch.

Bevor wir gehen vertraut uns unsere Gastgeberin einen Satz Schlüssel an und erklärt uns das russische Schließsystem. Unten im Hof wartet schon der Kleinbus mit Wassilij und einigen Gruppenteilnehmern. Der Rest der Mannschaft wird eingesammelt. Alle sind sehr zufrieden mit ihren Gastfamilien und überrascht über die teilweise hervorragenden Deutschkenntnisse. Bei Rudis Gastmutter ist es kein Wunder. Sie ist Deutschlehrerin. Der Bus bringt die Gruppe ins Restaurant „Angara“ wo Wassilij für nur fünfzig Rubel pro Person (etwa vier Mark) ein wahrhaft schmackhaftes Menü geordert hat: Kleiner Salat, Suppe, ein gegrillter Hähnchenschenkel mit Nudeln und zum Abschluss ein Blini mit Hackfleisch.

Xenia, eine Museumsmitarbeiterin aus Irkutsk, die Geschichte studiert hat, führt die Bayern durch die Perle Sibiriens und, Alois übersetzt perfekt. Am Kirowplatz, der nach einem der russischen Revolutionäre benannt ist, weist Xenia darauf hin, dass die Stadt im Jahre 1661 von Kosaken gegründet wurde. Die gegenüber befindliche Spasskaja-Kirche wurde 1704 erbaut und dient heute als Museum. Das ewige Feuer neben dran, das aus Moskau hierher gebracht wurde und die Erinnerung an die russischen Kriegsoffer wach hält, ist auch heute noch ein beliebter Treffpunkt der frisch verheirateten Brautpaare.

Heute am 1. September, an dem der „Tag des Wissens“ und damit Russland weit der Beginn des neuen Schuljahres gefeiert wird, legen auch viele Schülerinnen und Schüler an diesem Gedenkmal einen

Blumenstrauß nieder. Früher stand hier einmal eine große Kathedrale. Vor allem zur Zeit des Kommunismus war es üblich, entsprechend den Sitten des Altertums, auf den geschleiften Kirchen die Anbetungsstätten des Atheismus zu errichten.

Wir pilgern hinüber zum Ufer der Angara, dem einzigen Fluss, der den Baikal verlässt, im Gegensatz zu den über dreihundert Flüssen, die den See speisen. Unglaublich ist die Strömung die der Fluss hier entwickelt und unglaublich ist seine Klarheit. Sie schillert in facettenreichen Türkistönen. Wenig später vereinigt sich die Angara mit dem Irkut, der der Stadt den Namen gab und mit der kleinen Ida die heute Ushakovka genannt wird. Das Wort Irkut kommt aus dem Burjatischen und heißt übersetzt „Wildes Wasser“.

Auf der Insel, die wir gegenüber erblicken, soll es bereits 1620 eine erste Wintersiedlung gegeben haben. Menschen siedelten hier vermutlich schon vor 30.000 Jahren. Bevor die russischen Kaufleute und Pelzhändler kamen, lebten in dieser Gegend die Karkanen, die nach Jakutien vertrieben wurden und dort den Volksstamm der Jakuten begründeten. Andere Karkanen, die da blieben, vermischten sich mit Mongolen und Tataren und wurden später zu den sogenannten Burjaten. Auf Grund der günstigen Lage wuchs die Stadt nach der Gründung durch die russischen Kaufleute im Jahre 1661 sehr schnell. Und durch den Handel mit Edelmetallen war die Stadt auch sehr reich. 1724 wurde die Kathedrale der Gotteserscheinung erbaut. 1879 vernichtete eine Feuersbrunst die Stadt fast völlig. Die neuen Häuser in der Hauptstraße mussten daher überwiegend aus Stein errichtet werden.

Eine russische Bausünde findet sich auch in Irkutsk. Neben der Duma steht ein scheußliches, ungenutztes halbfertiges sechsgeschossiges Monstrum. Eigentlich sollte dort die örtliche Verwaltung untergebracht werden. Aber das Haus entsprach nicht den Erfordernissen, blieb

stehen und neben dran wurde einfach ein nächstes errichtet.

Der Bus bringt uns zur Snamenskij-Katedralni-Sobor und dem angeschlossenen Frauenkloster, in dem es ganz offensichtlich auch Nachwuchs gibt. An der Kirche werden gerade Renovierungsarbeiten durchgeführt, aber die neuen Ziegelsteine, die im Hof auf Verarbeitung warten, sind zu einem Großteil ziemlich deformiert. Das Kloster wurde Ende des 17. Jahrhunderts gegründet. Im Innenbereich wurden zahlreiche Dekabristen beigesetzt. Auch einige ihrer Frauen sind hier beerdigt. Sie erlangten große Berühmtheit, weil sie ihren Männern unter großen Opfern in die Verbannung nachfolgten. Puschkin, der den Dekabristen sehr nahe stand, entging nur knapp der Verbannung.

Zurück im Zentrum habe ich den Eindruck, dass die ganze Stadt unterwegs ist. Im Park flanieren die jungen Leute festlich gekleidet mit Bierflaschen in der Hand und feiern den 1. September. An den Flutlichtmasten des Stadions wird ein Wettklettern veranstaltet.

Xenia zeigt uns noch das 1894 erbaute Theater und das Geologische Institut. Wir kommen an ein paar alten Holzhäusern vorbei und bewundern das „Weiße Haus“, in dem früher der Gouverneur residierte und in dem heute eine Bibliothek untergebracht ist. Eine knappe Stunde bleibt uns Zeit, uns in einem Straßenlokal ein wenig zu erholen. Rudi gratuliert sich und seiner Frau mit Hilfe von Hermanns Handy zum Hochzeitstag. Und er ist ganz fasziniert von der guten Tonqualität.

Schon ist es 19.00 Uhr, und wir marschieren ins Theater. Im Rahmen des Festivals Mimololjot 2001 wird dort ein surreales Theaterstück aufgeführt. Das Ensemble des Pantomimetheaters aus Saratow zeigt ein Stück eines zeitgenössischen Autors zum Thema Leben und Sterben. Der makabere Humor erinnert mich an Monthy Pyton. Vor allem

unter jungen Leuten haben die Schauspieler ihre Fans, die ihnen am Ende reichlich Applaus spenden. Wir verstehen nichts und auch unsere Dolmetscher sind etwas ratlos.

Der Minibus Nummer 3 bringt uns in halsbrecherischer Fahrt zur „Kinokronika“, der Haltestelle, die in der Nähe unserer Gastfamilie liegt. Ludmilla wartet mit einem Baikalfisch auf uns, dem sogenannten Omul. Im Geschmack erinnert er fast an Lachs. Unsere Gastgeberin serviert dazu selber gemachten Kartoffelbrei und hat auch einen ganzen Liter Wodka besorgt. Aber wer soll ihn trinken? Wo wir doch schon zehn Minuten brauchen nur um die Flasche zu öffnen. Bis nach Mitternacht sitzen wir bei einander und erzählen uns Geschichten aus zwei Welten, die so verschieden und doch auch so ähnlich sind.

Sonntag, 2. September 2001

Der Kleinbus holt alle bayerischen Sibirienfahrer bei ihren Quartieren ab und bringt sie zu einer verfallenen orthodoxen Kirche, die von außen nicht mehr als solche zu erkennen ist. Selbst Wassilij muss fragen, um die Kirche zu finden. Sie wirkt wie eine Ruine auf einem Trümmerfeld. Und auch innen ist sie ein einziges Provisorium. Selbst die Ikonenwand besteht nur aus Sperrholz mit aufgeklebten Ikonenfolien.

Der Gottesdienst ist bereits in vollem Gange. Es riecht nach Weihrauch. Vierzig Frauen, darunter auch viele jüngere, sind gekommen. Alle tragen Röcke oder Kleider und sind mit einem Kopftuch bedeckt. Außerdem zähle ich zehn Männer und fünfzehn Kinder, die heute nach dem Gottesdienst Religionsunterricht haben. Der Priester ist ein junger Mann von 26 Jahren und bei aller Routine, mit der er die Hymnen und Gebete vorträgt, ist ihm die innere Beteiligung deutlich abzuspüren. Fast ununterbrochen bekreuzigen und verbeugen sich die Gläubigen. Ein alter Mann berührt dabei jedes Mal mit der

rechten Hand den Boden. Die Menschen sind sehr einfach gekleidet, und mir fällt auf, dass einige von ihnen asiatische Gesichtszüge haben. Außer unseren drei Theologen und Hans, der in Rumänien aufwuchs und dort orthodoxe Gottesdienste besuchte, beweist unsere Gruppe wenig Stehvermögen. Ihnen ist die fremde Sprache, die fremde Liturgie und vor allem das ungewohnte Stehen zu anstrengend. Im Gegensatz zu den Touristenkirchen die ich bisher kennen lernte, ist spürbar, dass hier eine Gemeinde miteinander betet und singt. Ein kleiner Frauenchor, unter der Leitung der Frau des Priesters, ist fast ununterbrochen im Einsatz und singt zum Teil auch während der Priester seine Gebete vorträgt.

Die Vormesse, bei der der Priester, für die Gemeinde nicht sichtbar, eingekleidet wird, dann die Opferung vollzieht und die Predigt hält, das alles erleben wir leider nicht mit. Wir hören die vielen Führbittengebete, die immer mit den Worten: „Mirom Gospodu pomolimsja“ ist gleich „Lasst uns im Frieden zum Herrn beten“ eingeleitet werden und die der Chor mit dem „Gospodi pomiluj“ (Herr erbarme Dich) beantwortet. Es folgt der „kleine Einzug“ des Priesters, der das Kommen Jesu als Lehrer verdeutlicht. Danach werden die Lesungen vorgetragen. Die „Ausweisung“ der nicht Getauften hat nur noch symbolische Bedeutung.

Beim Glaubensbekenntnis und beim Vater Unser singt die ganze Gemeinde mit. Höhepunkt des Gottesdienstes ist die Feier des Abendmahles, die heute besonders den Kindern gilt, die anschließend zur Sonntagsschule kommen. Alle in der orthodoxen Kirche Getauften können das Abendmahl empfangen und zwar in Form der „Eintauchung“. Ein Gemisch aus Brot und Wein wird mit einem liturgischen Löffel gespendet.

Der ganze Gottesdienst dauert gut zwei Stunden. Eine Sängerin des Chores führt uns nach der Messe durch das Gelände rund um die Kirche und erzählt, wie viele

kirchliche Gebäude und ein Kloster hier einst standen und wie sie von den Kommunisten geschleift, geschändet und missbraucht wurden.

1672 wurde hier von dem Einsiedler Gerazim die Kirche Maria ...(?) errichtet. Hier wirkte auch der heilige Innocens, dem viele Wundertaten zugeschrieben werden. Die Kommunisten erbauten nach der Schändung auf diesem Platz eine Fleischfabrik und eine Seifenfabrik. Und aus der Kirche, in der wir waren, wurde ein Klub- und Kulturhaus der Sowjets. Über der heiligen Quelle, die einst hier sprudelte wurde eine Toilette errichtet. Heute hoffen die Gläubigen, dass ein Mönch kommen wird, der die Quelle wieder zum Sprudeln bringt.

Der junge Priester Dionisij lebt seit zwei Jahren mit seiner Frau auf dieser Baustelle. Im Schulzimmer der Sonntagsschule beantwortet er bereitwillig und offen unsere Fragen. Hans fragt ihn nach dem Männerchor und der Priester lacht: „Woher ein Männerchor, wenn es keine Männer gibt?“ Mittlerweile hat er eine kleine Gemeinde von etwa 30 aktiven Christen um sich geschart. Er will keine Laufkundschaft, er will auch keine Mission treiben, er will für die Menschen da sein, die Gott in seiner Kirche suchen.

Mir wird bewusst, dass ich mich und die Gruppe auf den Gottesdienst sehr schlecht vorbereitet habe und dass es sehr unhöflich war, zu spät zum Gottesdienst zu kommen. Die große Hoffnung von Vater Dionisij ist die Sonntagsschule und dass die Kinder im Glauben wachsen und in der Gemeinde aktiv werden. Es gibt in Russland keine formelle Mitgliedschaft und keine Kirchensteuer. Der Pfarrer selbst bekommt kein Gehalt und auch kein Geld von seiner Kirche. Er darf gar kein Gehalt bekommen. Er lebt von dem, was ihm die Gläubigen geben. Manchmal findet sich der eine oder der andere Sponsor, der ihn beim Aufbau der neuen Kirche unterstützt. Aber es ist mit Händen zu greifen, dass es hier hinten und vorne am Nötigsten mangelt.

Den vielen Sekten und Freikirchen steht der junge Priester eher skeptisch gegenüber, aber zu Pater Ignatius, von der katholischen Kirche, hat er guten persönlichen Kontakt. Er ist sich klar darüber, dass der Glaubensaufbruch nach der Perestroika eine Modeerscheinung war, die heute verblasst ist. „Der Priesterstand ist nicht beliebt“, sagt er.

Ich verspreche ihm, in Deutschland von ihm zu berichten und für ihn und seine Gemeinde zu beten. Wir sammeln eine kleine Spende und stecken sie in seine Kasse. Ich spüre, dass ich hier sehr viel schuldig geblieben bin.

Der anschließende Besuch im Landeskundemuseum endet für etliche von uns im vorgelagerten Souvenirladen. Danach gehen wir nochmals gemeinsam zum Mittagessen ins „Angara“. Nach Salat und Pilmenisuppe gibt es einen Fleisch-eintopf mit Kartoffeln, Zwiebeln und Pilzen. Nur die Toilette ist absolut ungenießbar.

Der Nachmittag ist frei. Ludmilla informiert sich für die Tochter einer Freundin, die im Bereich Datenverarbeitung tätig ist, zum Thema Greencard in Deutschland. Dann zeigt sie Bilder von ihrer schönen Datscha in der Nähe des Baikalsees. Leider wird dort heute alles geplündert. Die Tischtennisplatte hat man ihr gestohlen, auch die Vorhänge und sogar die Krautköpfe wurden aus ihrem Garten entwendet. Dann stellen wir unser Leben in Deutschland anhand einiger Fotos vor. Ludmilla will einfach alles wissen und stellt viele Fragen. Nach dem guten trockenen Wein aus Georgien gibt es den unvermeidlichen schwarzen Tee und wieder ist Mitternacht überschritten als wir zu Bett gehen.

Montag, 3. September 2001

Ein sehr schmackhaftes Omelett mit Zwiebeln und Wurst eröffnet das Frühstück. Ludmilla begleitet uns um elf

Uhr zum großen Markt. Mit Regine streift sie durch ein Kaufhaus und die Markthalle, während ich in der Sonne sitze. Mit der Straßenbahn fahren wir weiter in die Stadtmitte. Ein Souvenirladen wird geplündert. Vor dem Geschäft komme ich mit einem alten bärtigen Mann ins Gespräch. Er trägt eine dicke Hornbrille und eine Baskenmütze. Vierzig Jahre hat er rund um den Baikalsee die Landschaft durchstreift und als Ornithologe Vögel beobachtet. Jetzt bessert er als Hobbymaler mit Baikalmotiven seine Rente auf. Insgesamt fünf Bilder, die er uns signiert, kaufen wir bei ihm. Dann fängt es an zu regnen.

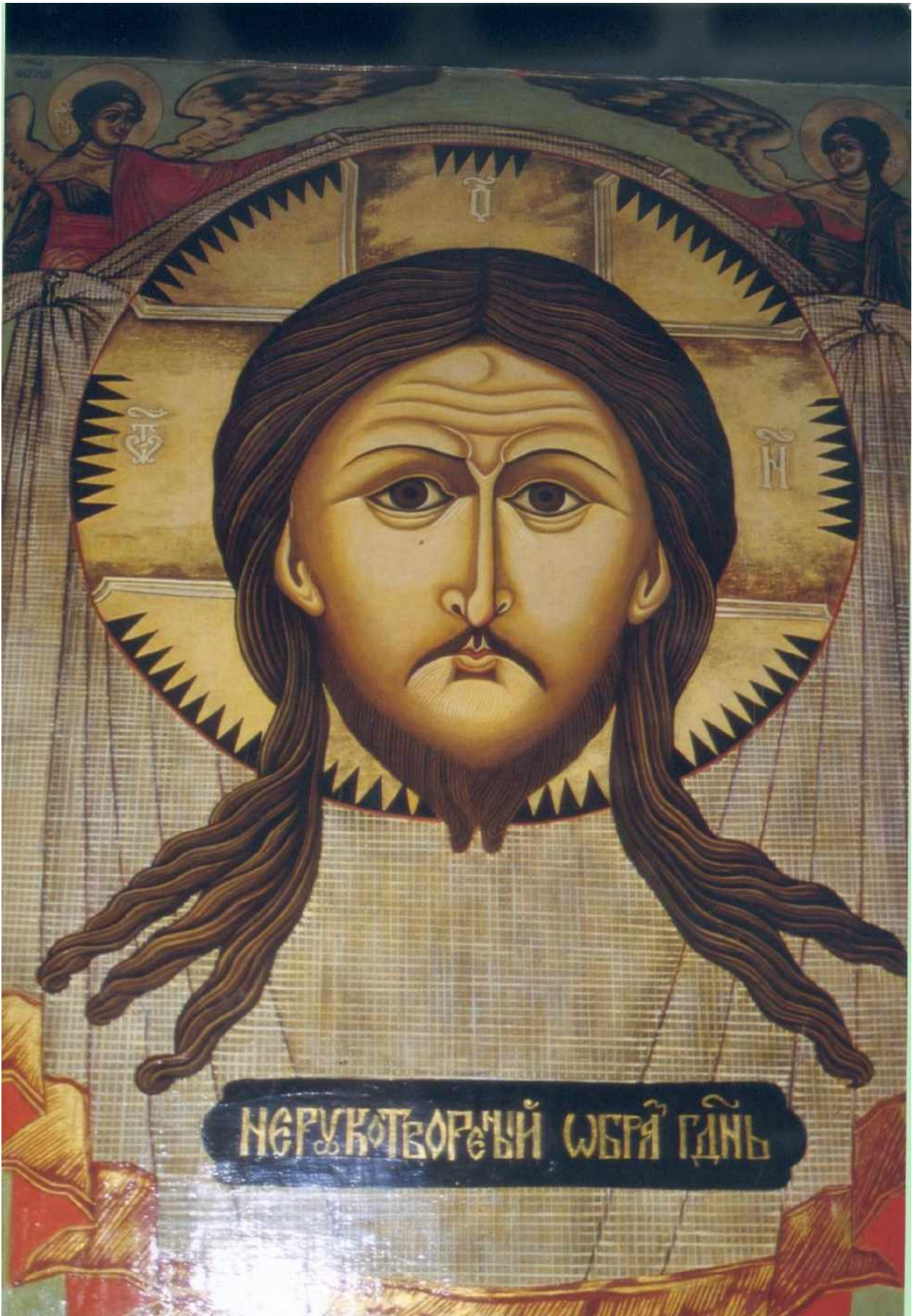
Mit Alois kaufe ich in einem Laden Hackfleisch-Piroschkis und ein paar süße Gebäckteile für einen kleinen Imbiss. Für einen bettelnden Straßenjungen kauft Alois ein Extra-Piroschki. Die gesamte Gruppe trifft sich um 15.00 Uhr bei dem Theater, in dem wir die Aufführung der Truppe aus Saratow anschauten. Unter der Führung von Wassilij laufen wir durch eine Straße, in der noch viele alte Holzhäuser stehen, zur jüdischen Synagoge von Irkutsk.

Diesmal müssen sich die Männer bedecken und erfinden recht lustige Kopfbedeckungen. Rudi trägt ein Taschentuch mit vier Knoten, Sven hat seine Anorakkapuze übergestülpt und Gottfried trägt ein Halstuch in Piratenmanier. Ein kleiner, älterer Mann aus der jüdischen Gemeinde beantwortet unsere Fragen. Die Synagoge wurde 1881 erbaut und bereits 1934 wieder von den Kommunisten enteignet. In den 50er Jahren wurde sie der Gemeinde wieder zurückgegeben. Heute spiegelt das Gebäude den Zustand der Gemeinde wieder: Es zerfällt. Dennoch strahlt der schlichte hohe Raum, mit den Tischen und Bänken in ersten Reihen für die Thora-Schüler, eine feierliche Würde aus. Zurzeit leben noch etwa 2000 Juden in der Stadt, von denen allerdings nur 100 in der Gemeinde registriert sind. Und etwa 40 alte Menschen besuchen am Sabbat den Gottesdienst. Am Freitagabend trifft sich



Katholische Kirche von Irkutsk





Ikone in Taltsi

die Jugendgruppe. Ein Großteil der Gemeindemitglieder stammt aus Polen. Etliche von ihnen wurden hierher verbannt. Natürlich gibt es in der Bevölkerung einen latenten Antisemitismus, aber der ist nicht mehr so spürbar. Gelegentlich kommt es zu Hakenkreuzschmierereien und auch einige Gräber wurden kürzlich geschändet.

Viele Juden sind ausgewandert, nach Amerika, nach Israel, nach Deutschland. Von dort aus und von einer jüdischen Weltorganisation werden die Verbliebenen unterstützt. Irkutsk ist für den Osten Russlands und Teile Asiens auch das Ausbildungszentrum für die angehenden Rabbiner. Insgesamt sind in Russland noch 200 jüdische Gemeinden registriert. Auch auf offizieller Seite bestehen Kontakte zu den ansässigen Christen und Muslimen. Der interreligiöse Dialog wurde vom Bürgermeister der Stadt initiiert.

Von der Synagoge aus lässt sich die einzige Moschee von Irkutsk erreichen. Auch sie ist alt und verfallen, auch sie ist äußerlich als religiöse Kultstätte kaum zu erkennen. Der Imam, der uns persönlich empfangen wollte, ist leider nicht da; er musste zu einer Beerdigung. Ein junger Russe stellt für uns ein paar Sitzbänke auf. Er weist darauf hin, dass er durch das Lesen des Koran zum Islam fand und seit wenigen Jahren zur Gemeinde gehört. Und zu Glaubensfragen könne er kaum was sagen. Eine etwas schüchterne, junge Frau versucht vorsichtig aber freundlich Auskunft zu geben.

Sie meint, dass etwa 50000 Muslime in Irkutsk leben. Zum Freitagsgebet versammeln sich 150 Gläubige in der Moschee. Sie gehören meist den Sunniten an, aber die Trennung zu den Schiiten wird nicht so streng vollzogen, es ist Platz für alle. Natürlich war auch die Moschee zu Sowjetzeiten umfunktioniert in ein kommunistisches Klubhaus. Die Muslime konnten, wie auch Christen und Juden, ihren Glauben nur geheim und zu Hause ausüben. Unterstützt wird die islamische Gemeinde vor allem aus Saudi Arabien.

Von dort kommt auch der Arabischlehrer, der in der Koranschule unterrichtet. Auch heute, meint die junge Frau, ist es nicht leicht, den Glauben zu leben. Aber wo es geht, versucht man das fünfmalige Gebet am Tag und den Ramadan einzuhalten. Auf die Frage, wie es mit der Verbindung mit den anderen Religionen aussieht, antwortet sie, dass es schon im Koran stehe, man solle die Religionen des Buches tolerieren. Und der Mullah sei kürzlich der Einladung des katholischen Bischofs zur Einweihung der Kathedrale zu kommen, gefolgt.

Was sich dann ereignet ist ein Kontrastprogramm ohne gleichen. Mit der Straßenbahn wird die letzte Station dieses Tages erreicht, eben die gerade erwähnte neu erbaute katholische Kathedrale. Sie erhebt sich weithin sichtbar auf einem Hügel in der Nähe der polytechnischen Universität. Das breite Pultdach mündet in zwei hohen Flügeltürmen, die sich gegen den Himmel recken. Das Innere der Kirche ist nicht weniger bombastisch und auf dem Hintergrund der verkommenen Synagoge, der armseligen Moschee und der baufälligen orthodoxen Kirche geradezu eine Provokation. Dieser Gedanke drängte sich mir schon beim ersten Anblick der evangelischen Bischofskirche in Omsk und der katholischen Kathedrale in Novosibirsk auf. Aber so ist es.

Über den goldroten Flammen des brennenden Dornbusches erhebt sich ein mächtiges Kreuzifix, das von einer Taube gekrönt wird. Zur Rechten schwebt die goldene Maria als unbefleckte Gottesmutter mit glänzendem Herzen auf einer ebenfalls goldenen Blätterwolke. Theologisch versöhnlich stimmt mich die Josefsfigur zur Linken. Er trägt das Christuskind auf dem Arm. Stilistisch unpassend wirkt die dunkle Metallstatue über dem Taufbecken, mit der die Taufe Jesu dargestellt wird. Der aus Jade gefertigte Altar stellt den Bezug zu Sibirien her. Außer einer kleinen Kreuzwegstation sind alle Wände glatt und weiß. Im Eingangsbereich gibt es noch zwei kleine Seitenkapellen.

Wir erleben die Abendmesse mit. Wenige Besucher verlieren sich in dem weiten Kirchenschiff. Außer uns sind nur 20 weitere Menschen da. Die meisten von ihnen gehören der Kurie an. Eine Klosterfrau spielt auf einer elektronischen Orgel, eine andere Nonne singt dazu. Ein junger polnischer Priester hält die Messe, ein älterer assistiert. Nicht nur wegen der Hall-Akustik bekommen wir vom Inhalt der Predigt wenig mit. Die Sprachgrenze ist allgegenwärtig.

Nach dem Gottesdienst begrüßt uns Bischof Mazur, der nicht an der Messe teilnehmen konnte, in dem Gotteshaus und stellt seine Arbeit vor. Mit seiner menschlich-handfesten Art relativiert er meine kurz zuvor geschilderten Eindrücke und Vorbehalte. Bis vor kurzem gab es in Russland nur zwei Diözesen, die von Moskau und die von Novosibirsk. Im Jahre 1998 kamen zwei weitere Diözesen hinzu: Die von Saratow und die von Irkutsk. Die Diözese von Saratow wird von einem westdeutschen Bischof geleitet und in Irkutsk residiert Bischof Jerzy Mazur, ein gebürtiger Pole und Ordensmann der Steyler Missionare. Flächenmäßig ist seine Diözese 28x größer als Deutschland. 16 Millionen Menschen leben hier. Etwa eine Million von ihnen hat katholische Wurzeln, aber nur gut 50000 sind getauft. Die katholische Kirche will hier nicht missionieren, sie will die Menschen zurückgewinnen, deren Vorfahren einst der katholischen Kirche nahe standen. Und sie will Helferin sein bei den vielfältigen Problemen, die es in Sibirien gibt. Bischof Mazur referiert kurz über die zurückliegenden Jahrzehnte. Spätestens 1937 waren alle katholischen Kirchen geschlossen oder vernichtet, alle Priester getötet. Es gab keine Kirchen mehr, keine Pfarrer, keine Bibeln, keine Gebetbücher. Nur dank der Babuschkas überlebte die Kirche. Weil die Deutschen meist nach Westsibirien, die Polen meist nach Ostsibirien verbannt worden waren, wurden auch die heutigen Bischöfe entsprechend eingesetzt.

Die Ökumene in Sibirien, meint der Bischof, ist schon deshalb fast eine Selbstverständlichkeit, weil alle Konfessionen und Religionen, alle Rassen und Nationalitäten derselben Unterdrückung ausgesetzt waren und zum Teil noch sind. „Hier gibt es eine Ökumene des Leids“, sagt er, und: „Sibirien an sich verlangt danach, dass man sich gegenseitig hilft.“ Und deshalb erinnert auch die Gedenkstätte draußen an der Kirchenmauer an alle Märtyrer.

Das Geld für die Kirche kommt aus der ganzen Welt, viel Hilfe kommt auch aus Deutschland. Mittlerweile wurden einige Gebäude vom Staat an die Kirchen zurückgegeben, und dieses Jahr erhielt der Bischof die Genehmigung, in seiner Diözese weitere acht Kirchen zu erbauen. Derzeit arbeiten mit ihm 39 Priester und 40 Ordensfrauen. Und weil die Familie in Russland nicht mehr so gut funktioniert, ist die karitative Arbeit neben der Verkündigung der zentrale Schwerpunkt. Auch die harten Winter, Überschwemmungen und Erdbeben stellen eine immerwährende Herausforderung dar. Noch einmal nach der Ökumene gefragt, nennt der Gottesmann seine Devise: Nicht zu schauen auf das, was uns trennt, sondern zu fragen nach dem, was uns eint. Auf Marions Frage hin, ob denn Lutheraner an der Eucharistie teilnehmen dürfen, blickt er zum Himmel und meint: „Das wird weiter oben entschieden.“

Alois stellt unsere Gruppe vor und ich bedanke mich, dass wir unseren Abschiedsabend mit den Familien in der Kurie verbringen und im Seminarhaus in Listwijanka wohnen dürfen. Als der Bischof in diesem Zusammenhang auf die Banja zu sprechen kommt, wird er so richtig locker.

Zu Hause bei Ludmilla ist Tanja, eine Schulfreundin mit ihrer Tochter, mit ihrem Sohn Kolja zu Besuch. Sie ist nicht verheiratet, der neureiche Vater ihres Sohnes, der sie verlassen hat, zahlt keinen

Rubel unterhält. Tanja hat überhaupt keine Angehörigen mehr. Und als sie praktisch auf der Straße stand, fand sie bei Ludmilla für einige Zeit Unterschlupf. In Ludmilla fand sie eine Babuschka für ihren Sohn.

Dienstag, 4. September 2001

Wir schlafen noch länger und frühstücken noch später. Es bleibt Zeit für Tagebuchnachträge. Rudi ist schon mit Alois in die Stadt gefahren. Regine und ich nehmen Alexander mit auf der Fahrt mit dem Trolleybus Nummer 1 zu unserem Treffpunkt an der alten katholischen Kirche.

Unser Kleinbus bringt uns bei heftigem Platzregen, der sich mit strahlender Sonne abwechselt, nach Taltsi. Hier geht die flache Birkenlandschaft in dicht bewaldetes bergiges Gelände über. Die gut ausgebaute Straße ist kaum befahren. Nach etwa 50 Kilometern ist gegen 15.00 Uhr das Feilichtmuseum erreicht. Hier wurden zahlreiche, etwa 200 Jahre alte Holzgebäude aus dem Irkutsker Gebiet zusammengetragen und Bauwerke aus der alten Ortschaft Taltsi, die dem Stausee zum Opfer fiel, wurden hier neu errichtet.

Eine russische Führerin steigt zu, zeigt uns einige Gebäude und erzählt ein wenig von den Menschen, die einst hier lebten. 1581 eroberte der Kosakenführer Jermak das Gebiet. Auf Erlass des Zaren wurde dann die Siedlung Taltsi gegründet. Um 1647 wurde das erste Haus erbaut. Wenig später entstand die kleine Holzfestung. Nach einem Brand wurde die Ortschaft erneut aufgebaut. Eine winzige Holzkirche, die der Gottesmutter von Kazan gewidmet ist, zeugt von der damaligen Volksfrömmigkeit.

In fast jedem Haus, das wir besichtigen, hält sich im Eingangsbereich eine Museumswärterin auf. Diese Frauen sitzen nur herum, denn unsere Gruppe hat ihre eigene Gruppenführerin und außer uns zähle ich gerade mal fünf weitere Besucher auf dem insgesamt schön angelegten

Gelände. Leider sind nicht alle Gebäude restauriert worden. Die große Dorfkirche dient als Abstellraum und ist wohl dem Verfall preisgegeben. Liebevoll hergerichtet wurde dagegen das Schulhaus mit den Schweizer Schulpultbänken und dem übergroßen Abakus. Damals, zur Zeit des Zaren, gehörte die Lehrerin neben dem Popen und dem Arzt noch zu den drei angesehensten Persönlichkeiten des Dorfes. Sie wohnte im Schulhaus und verfügte dort über drei gut eingerichtete Räume.

Das 200 Jahre alte Bauernhaus nebendran lässt den Wohlstand seines Besitzers erahnen, der angeblich achtzehn Kinder hatte. Dieser Hinweis veranlasste Gottfried zu der Bemerkung: „Kein Wunder, bei den langen Wintern.“ Das Haus hat zwei Eingänge und zwei Höfe: Einen sauberen Hof, der mit dicken Brettern ausgelegt ist und einen Hof für das Vieh. In einem anderen Bauernhof entdecken wir eine alte deutsche Waschmaschine, ganz aus Holz, die zum Butterschleudern zweckentfremdet wurde. Besondere Bewunderung findet die rote Ecke in der Wohnstube, in der ein paar Ikonen hängen, so wie das „kalte“ Zimmer, ein zweites Wohnzimmer, das nur zur Zierde, zum Anschauen und für Feste bestimmt war.

Die Ureinwohner der Gegend, die Burjaten, passten sich den Besatzern an und bauten ebenfalls feste Häuser. Für den Sommer errichteten sie Holzhäuser, die den Filzjurten ähnelten und in der Mitte eine offene Feuerstelle hatten. Im Winter zogen die Menschen in russische Holzhäuser um. Die Burjaten waren Schamanisten und haben teilweise bis heute ihre alten religiösen Bräuche und Heilmethoden bewahrt. Dass es bis vor kurzem auch die Ära des Kommunismus gab, scheint hier völlig ausgeblendet zu sein. Wir schreiten noch ein wenig durchs Gelände. Gottfried entlockt der neu erworbenen Schalmai ein paar Töne und die Sonne bricht durch die Wolkendecke. Johannes, mein Mitarbeiter in Ingolstadt, ruft mich über Wassilijs Handy an und

berichtet, dass in Deutschland alles in Ordnung ist. Als wir im Bus sitzen, fängt es wieder an zu regnen.

Auf der Rückfahrt fällt uns am Stadtrand eine geschlossene Neubausiedlung auf, ein Getto der neuen Russen. Blitzsaubere, komfortable Reihenhäuser stehen da mit gepflegten Gärten an makellosen Straßen. Die Bewohner haben von ihren Häusern aus direkten Zugang zu einem kleinen Jachthafen an der Angara. Das gesamte Gelände ist hermetisch abgeriegelt, wird streng bewacht und ist nur durch eine Schranke passierbar. Wir lassen uns am Staudamm absetzen und der überfüllte Trolleybus bringt uns nach Hause zum Primorski-Rajon.

Am Abend kommt Anastasia, kurz Nasja, zu Besuch. Sie ist 23 Jahre alt und hat ihre Ausbildung zur Programmiererin mit Auszeichnung abgeschlossen. Momentan lernt sie fleißig Englisch und Deutsch. Zunächst geht sie für ein halbes Jahr nach England, um ihre Sprachkenntnisse zu verbessern und dann möchte sie in Deutschland studieren und arbeiten. Eine Einladung von einer Firma in Düsseldorf liegt ihr bereits vor.

Ludmilla füttert uns weiter. Es gibt eine rote Borschtschsuppe, Kartoffelpuffer und gebratene Hähnchen. Nach dem Essen macht Nasja mit uns einen Spaziergang zum „Irkutsker Meer“, der aufgestauten Angara. Unterwegs fragen wir einen Angler, der gerade Heim geht, ob er wohl was gefangen habe. Ja, sagt er, und zeigt uns zwei kleine Hechte in einer Plastiktüte. Ob er die heute isst, frage ich ihn. Nein, meint er, die kommen in den Kühlschrank, bis es fünf sind, dann werden sie gegessen. Am Seeufer legt gerade ein Motorschiff ab Richtung Baikalsee und Nasja erzählt, dass sie im Sommer hierher kommen zum Baden und zum Sonnen. Zuhause bei Ludmilla warten schon der Tee und die Zederkernpralinen auf uns. Nasja ist ganz begierig darauf ihre Deutschkenntnisse endlich mal anwenden zu können und will alle Feinheiten erklärt haben. So fragt sie

beispielsweise: „Was ist der Unterschied zwischen Kartoffeln ernten und Kartoffeln klaben?“

Mittwoch, 5. September 2001

Um halb elf wollen wir mit Nasjas Vater Juri zu Ludmillas Datscha starten, aber Nasja und ihr Vater kommen erst eine dreiviertel Stunde später, und dann braucht Ludmilla nochmals eine Viertelstunde bis sie fertig ist. Juri fährt einen ziemlich neuen Lada-Kombi. Aber ausgerechnet heute funktioniert die Zentralverriegelung bei der Beifahrertür nicht und wer dort sitzt, muss immer über den Fahrersitz krabbeln. Juri ist eigentlich Ingenieur, aber um zu überleben hat er natürlich mehrere andere Berufe. Sein Hauptgeld scheint er derzeit als Techniker zu verdienen.

Wieder haben wir Glück mit dem Wetter und fahren nochmals dieselbe Strecke wie gestern, die Vorzeigestraße von Irkutsk nach Listwijanka, die extra für den Besuch von Präsident Nixon gebaut worden war, als dieser hierher kommen sollte. Wegen der Watergate-Affäre musste er die Reise abblasen. Dafür kam später Helmut Kohl und traf sich mit Boris Jelzin in der kleinen Stadt am Baikalsee.

An einer Quelle am Straßenrand wird kurz gestoppt und Ludmilla holt sich in einem großen Glasbehälter frisches Quellwasser. Danach führt sie uns in eine Nobel-Datschensiedlung, schön gelegen am Angara-Stausee. Wir kommen mit einer Babuschka ins Gespräch, die hier mit den beiden Enkelöhnen den Sommer verbringt. Sie lädt uns freundlich in den großen bunten Garten ein, in dem sie alles nur erdenkliche Gemüse anbaut. In einem Nebengebäude werden die Naturalien in der sogenannten Sommerküche gekocht und winterfest gemacht. Seit sie in Rente ist, erzählt die alte Dame, verbringt sie hier die Zeit von April bis Oktober.

Jede Datscha ist in einem anderen Stil gebaut, aber alle sind aus Holz, das meist naturbelassen ist. Nur wenige Häuser sind

gestrichen. Viele haben Satteldächer, die fast ausschließlich mit Wellblech gedeckt sind. Die Grundstücksgröße beträgt jeweils etwa 1000 m² und neben dem Haus und der Sommerküche gibt es oft noch ein kleines Extrahaus mit der Banja, einen Holzschuppen und eine kleine Toilettenhütte. Alle Grundstücke sind eingezäunt, die Straßen sind unbefestigt, es gibt Strom, aber keine Kanalisation und in der Regel auch kein fließendes Wasser. Viele Datschen verfügen jedoch über einen eigenen Brunnen.

Die Fahrt geht weiter an Taltsi vorbei nach Listwijanka, wo wir kurz Halt machen und wo Juri ein paar heißgeräucherte Baikalfische besorgt. Nach einem steilen Abstieg machen wir am Baikalufer ein kleines Picknick. Die Fische sind mild gewürzt, leicht zu entgräten und schmecken einfach „otschen wkusno“ (sehr lecker). Regine findet am Strand zwei Steine für ihre Sammlung und schon geht's wieder zurück.

Zwanzig Kilometer vor Irkutsk wird dann doch endlich die große Datscha von Ludmilla angesteuert. Leider hat unsere Gastgeberin kaum noch Gelegenheit dieses kleine Paradies zu besuchen. Ihre Tochter Irina ist weit weg in Hamburg und nur selten findet Ludmilla jemand, der sie hinausfährt. Vor kurzem wurde schon wieder in der Datscha eingebrochen, ich erwähnte es bereits. Die Diebe holten aus dem Garten die Gurken, aus dem Haus die Vorhänge, den Fernseher, ein paar Stühle, das Sofa und die Tischtennisplatte. Ludmillas Geheimversteck hinter der Garderobe, in dem sie Geschirr, Besteck und Tischdecken aufbewahrt, fanden die Diebe zum Glück nicht. Wir trinken einen Tschai, ich setze mich mit Juri draußen in die Sonne und er will alles wissen über die deutschen Schrebergärten und Wochenendhäuser und die dazugehörigen Preise.

Auf der Rückfahrt steuern wir noch eine Neubausiedlung der neuen Russen an. Die Häuser sind großzügig gebaut, aber beim

näheren Hinsehen sind doch erhebliche bauliche Mängel zu entdecken. Nur ganz wenige wirkliche Prachtbauten, von hohen Mauern, Eisenstäben und Eisengittern und Alarmanlagen gesichert sind darunter. Auffällig viele Häuser stehen halb fertig da, den Bauherren ist ganz offensichtlich das Geld ausgegangen. Und die Straßen sind eine einzige Holperstrecke und ohne Belag. Mehrfach sitzt der Lada auf.

Juri bringt uns direkt zur katholischen Kirche, wo Bischof Mazur uns einen Raum für das Treffen mit unseren Gastgebern zur Verfügung gestellt hat. Alois hat mit Sergej, dem koreanischen Gastvater von Olga, die kulinarischen Zutaten besorgt. Und ein paar Frauen und Männer aus unserer Gruppe richten den Raum her, schnippeln Tomaten und Gurken und decken den langen Tisch. In einer ausführlichen Gesprächsrunde präsentiere ich die einzelnen Wohngruppen, nenne zuerst die jeweiligen deutschen Gäste, die dann ihrerseits ihre Gastfamilien vorstellen. Die Mannschaft von Hermann und Gottfried die sich sprachlich am wenigsten verständigen konnten, wirkt wie aus einem Guss. Aber dazu später. Die beiden sind entsprechend ihrer Passion in der Nähe der Eisenbahnschule Priit bei Galina Schipulina untergebracht. Rudi, der mit Alexander bei Valentina Suslova lebt, ist hoch zufrieden Seine Gastgeberin ist Deutschlehrerin und so hatte er im Gegensatz zu Novosibirsk keine Sprachprobleme. Wie schon Hermann und Gottfried lobt er die russische Küche und Gastfreundschaft. Rosemarie und Ursula stellen die Kieferorthopädin Viktoria Meier und deren 22-jährigen Sohn Slava vor. Mutter und Sohn leben in der Nähe des Flughafens und beide sprechen Deutsch. Hans und Erika preisen ihre Gastfamilie geradezu begeistert: Mutter Vera Sokolova und ihren schwergewichtigen Ehemann, den ehemaligen Polizeichef vom Irkutsker Gebiet und deren zwölfjährigen Sohn, der in der Schule Deutsch lernt und sich schon recht gut mit den deutschen Gästen unterhalten kann.

Dann bin ich dran und Alois hat wieder Schwierigkeiten das richtige Wort im Russischen für Regines ehrenamtliche Tätigkeiten zu finden. Natürlich heben wir Ludmillas Kochkünste hervor und ihre Gabe, uns bei unseren Russischversuchen zu verbessern.

Marion und Sven leben bei der ältesten Gastmutter, der 79-jährigen Erna Kosereva und deren Mann. Unsere neue Ulmer Aussiedlerpfarrerin preist vor allem die medizinische Fürsorge von Erna und deren Kenntnis von Heilkräutern aller Art.

Uli und Hermine sind mit Alois bei Larissa Panova eingezogen. Die 36-jährige lebt mit ihrer 18-jährigen Tochter zusammen und die beiden nächtigen anderswo, so hatten die drei Gäste meist sturmfrei. Larissa arbeitet in einem Sanatorium, das an der Straße zwischen Irkutsk und Baikalsee liegt. Ihre Tochter studiert an der Technischen Universität.

Zuletzt stellt uns Olga ihre neugewonnene Freundin Valentina und deren Mann Sergej vor, die aus Kasachstan hierher kamen.

Liebevoll legt Olga Valentina den Arm auf die Schulter und berichtet, wie ausdauernd ihre Gastmutter darum kämpfte, dass ihre Kinder lutherisch getauft werden konnten. Der Ausreiseantrag für Valentinas Familie läuft bereits seit ein paar Jahren und wir können nur hoffen, dass sich das lange Warten lohnen wird.

Wir erheben die Plastikbecher, stoßen an auf das Wohl unserer Gastgeber, und entschuldigen uns für das etwas kärgliche Mahl. Dann ergreift Galina Schipulina das Wort und wartet mit zwei verbalen Köstlichkeiten auf. Sie erzählt, dass sie noch niemals Ausländer beherbergt habe und dann noch Europäer. Und sie habe sich auf den Besuch vorbereitet wie auf Außerirdische. Aber dann seien da zwei ganz normale, sympathische Männer gekommen, mitten in der Nacht, mit denen sie sich kaum verständigen konnte. Am nächsten Morgen aber habe bereits ihr Kater an Hermann geschmiegt geschlafen und „da wusste ich“ sagt sie, „das muss ein guter Mensch sein.“ Später habe sich der Kater auch mit Gottfried angefreundet.

Und endgültig sei das Eis geschmolzen als sich herausstellte, dass Hermann romantische russische Lieder singen kann. Die Stimme von Gottfried sei ja nicht so schön und bei den bayerischen Liedern habe er statt zu jodeln „kuckuck, kuckuck“ gesungen. Aber auch das habe ihr gut gefallen. Und dann schließt Galina mit dem wunderschönen Satz, der allein schon die Reise nach Sibirien wert ist: „Wie können so fremde Menschen einem so ans Herz wachsen? Na ja, vielleicht, weil wir die gleichen Eltern haben: Adam und Eva.“

Noch lange sitzen wir beisammen, tauschen die Plätze und die Gedanken und es wird auch viel gelacht. Rudi versichert, dass er in drei Jahren, wenn er in Rente geht, anfangen wird, richtig Russisch zu lernen.

Alois tauscht sich mit Slava über das Studentenleben hier und dort aus. Regine unterhält sich mit Erna, die berichtet, dass es noch 28 Deutschstämmige in Irkutsk gibt, die sie kennt und mit denen sie sich gelegentlich trifft.

Der ehemalige Polizeichef von Irkutsk erzählt Uli, dass es hier einmal eine blühende Flugzeugfabrik gab, die nun vor sich hin rottet. Uli schenkt dem Sohn des Mannes seine große bayerische Fahne. Dann taucht plötzlich eine Deutschlehrerin auf, die uns fragt, ob Egon Krenz noch im Gefängnis sitzt.

Die Tochter von Larissa bringt in letzter Minute, als wir gerade schon aufräumen ihr elektrisches Klavier, aber es findet sich keine passende russische Steckdose in dem Kirchenbau. Hier gibt es nur Schuko-Stecker. So singen wir halt a capella so recht und schlecht ein paar Lieder und die dritte Etappe unserer Reise ist zu Ende.

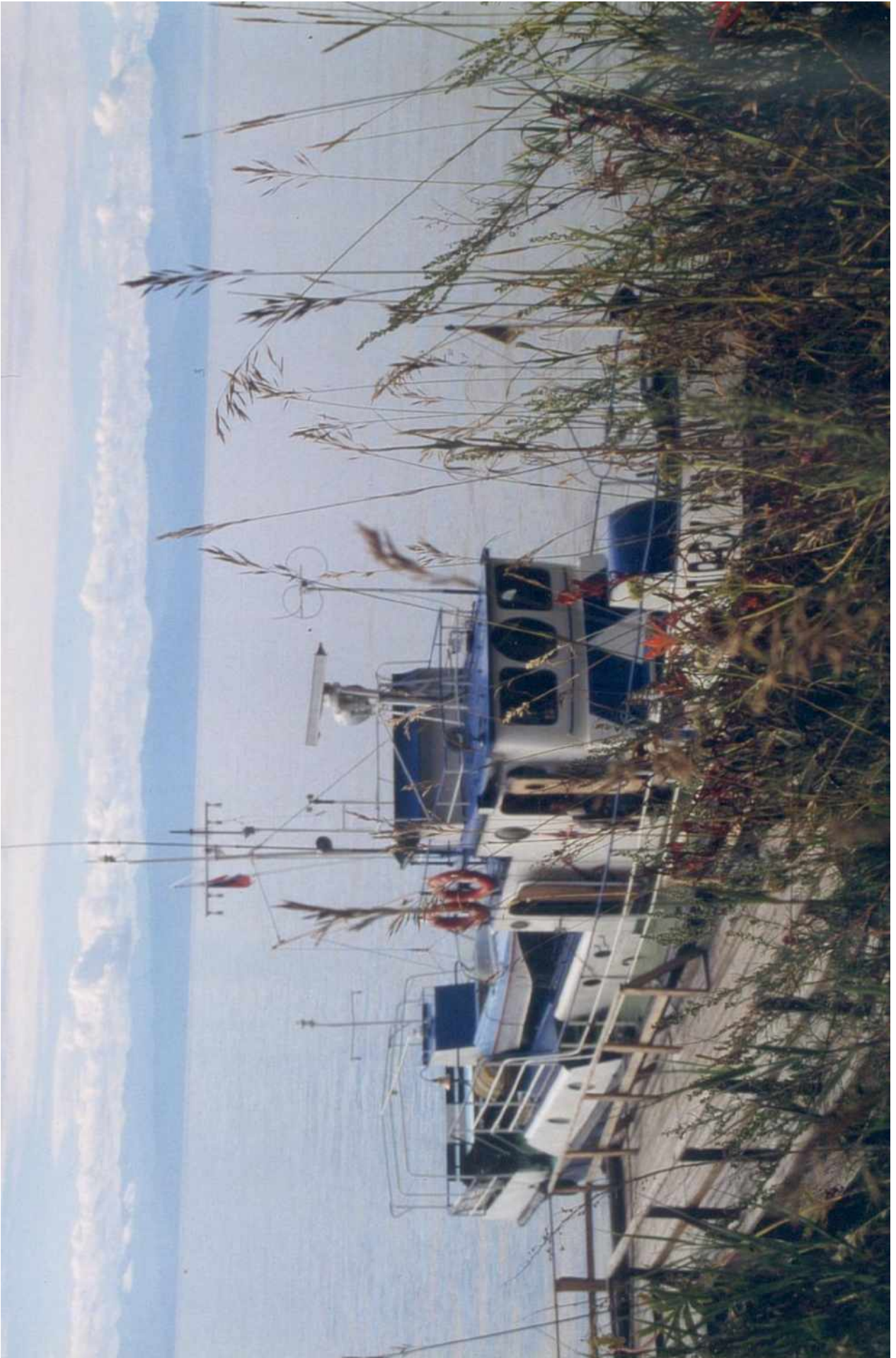
Donnerstag, 6. September 2001

Der kleine gelbe Bus sammelt ab acht Uhr die müden Helden ein. Er beginnt mit den Eisenbahnern, holt Marion und Sven bei der Haltestelle Energetikov ab und pickt die große Gruppe im Minirajon Primorskij auf. Schließlich steigen Erika und Hans an



Abschiedsfeier für die Gastfamilien in Irkutsk





Bootsfahrt auf dem Baikal

der Uliza Baikalskaja zu und zuletzt lesen wir Rosemarie und Ursula am Flughafen auf. Das Gepäck stapelt sich im Mittelgang und Wassilij muss auf einem der Koffer sitzen.

Weil ich nun mittlerweile zum dritten Mal auf der Straße nach Listwijanka unterwegs bin und seit gestern Halsschmerzen habe, versuche ich im Bus ein wenig zu schlafen. Der Himmel ist bedeckt, aber ab und zu kommt die Sonne durch. Draußen auf dem offenen Baikalsee sind helle Schaumkronen zu erkennen.

Darius genannt Darek, ein werdender Priester aus Polen, der von Bischof Mazur als Seminarist bezeichnet wurde, stellt sich uns fröhlich als Direktor des Hauses vor. Er verteilt die Zimmer und kann im Großen und Ganzen alle Wünsche erfüllen. Das Seminarhaus der katholischen Kirche liegt nur ein paar hundert Meter vom Baikalsee entfernt, in einem eng bebauten Bergabschnitt, in dem neben vielen kleinen Holzhäusern auch ein paar etwas größere Pensionen zu finden sind. Unser Haus ist auch größtenteils aus Holz, an das ein Neubau aus Stein angebaut wurde. Es gibt ausreichend sanitäre Einrichtungen, einige Zimmer sind sogar mit eigener Dusche und Toilette ausgestattet. Sie sind solide möbliert, viel Holz, alles ist sauber, die Betten sind hart, weil es nur recht dünne Matratzen auf einem festen Holzrost gibt. Darek bittet uns sparsam mit dem Wasser umzugehen, weil die Versitzgrube zu klein ausgelegt ist.

Wir laden nun die Koffer aus und fahren mit dem Bus ein Stück zurück zum Baikalsee-Museum. Der Bus verlässt uns und kommt, hoffentlich pünktlich, am Sonntag zurück, uns zu holen. An der Museumskasse gibt es, wie auch anderswo, verschiedene Preise für Russen und Ausländer, obwohl das neuerdings verboten ist. Russen zahlen im Baikalsee-Museum 20 Rubel, wir müssen 87 Rubel oder drei Dollar aufbringen. Für uns ist es freilich immer noch günstig. Das Museum besteht nur aus einem, verhältnismäßig kleinen, Raum, der

vollgepfropft ist mit den unterschiedlichsten Exponaten. In einem einstündigen Vortrag macht Elena uns vertraut mit wesentlichen Fakten über dieses außergewöhnliche Gewässer und Alois leistet als Dolmetscher einmal mehr Schwerstarbeit.

Der Baikalsee, den die Sibirier als Meer bezeichnen, und der für die Burjaten heilig ist, erstreckt sich über eine Länge, die von Moskau bis St. Petersburg reichen würde. Er ist der wasserreichste und tiefste Süßwasser-See der Welt. In der Nähe der Insel Ochlon erreicht er eine Tiefe von 1637 Metern. Er enthält 20% der Süßwassermenge der Welt. In ihm liegen zwanzig Inseln, die größte von ihnen ist die erwähnte Insel Ochlon. 80% der hier lebenden Tiere und Fische sind endemisch, d.h. sie kommen nur im oder am Baikalsee vor. Das bekannteste dieser Tiere ist die Baikalseerobbe, die vom Polarmeere hierher kam und optimale Lebensbedingungen fand, weil sie keine natürlichen Feinde hat. Derzeit leben hier 70000 Robben. Die Zahl überrascht mich. Im Reiseführer ist nur von 3000 (!) Exemplaren die Rede. Sie werden bis zu 1,60 Meter lang, können bis zu 450 Meter tief tauchen und 40 bis 70 Minuten ohne Luftzufuhr im Wasser bleiben. Ihre Milch ist äußerst fetthaltig, deswegen wachsen die Jungtiere schnell heran. Wie die Tiere sich von Salz- auf Süßwasser umstellen konnten, weiß man bis heute nicht.

Der am häufigsten vorkommende Fisch ist der Golumjanka. Er besteht zu 43% aus Fett und bevorzugt das eiskalte Wasser in der Tiefe. Er bringt seine Jungen lebend zur Welt. Ebenso wie der Golumjanka kommen auch die ausgezeichneten Speisefische Omul, Sig und Charius nur hier vor. Sie wachsen sehr langsam und erreichen erst nach sieben Jahren ihre volle Größe. Fangverbot gibt es nur für den Baikalsee-Stör, weil sein Bestand gefährdet ist. Entscheidend für die unglaubliche Klarheit und Reinheit des Sees sind unter anderem die unzähligen Mini-Krebse (1mm) die das Wasser filtern, das bis zu

70% Sauerstoff enthält. Deshalb können Meerestiere auch auf dem tiefsten Seegrund überleben. Natürlich wurden von Fischwissenschaftlern auch andere Fische mit Erfolg angesiedelt. So gibt es heute beispielsweise viele Hechte. Im Zuge dieser Ansiedlung wurde leider eine unerwünschte Art, der Rotan eingeschleppt, der das ökologische Gleichgewicht durcheinander bringen könnte, weil er sich rasend vermehrt, viele nützliche Kleinsttiere verzehrt und keine natürlichen Feinde hat. Der See entstand aus vielen kleinen Seen bereits vor etwa 25 Millionen Jahren. Aber seine heutige Gestalt formte sich erst nach der letzten Eiszeit vor 10000 Jahren. Seine höchste Wassertemperatur beträgt im August 12 – 14 °C.

Als die Transsib gebaut wurde, beförderte der Eisbrecher „Baikal“ jeweils einen Zug mit 25 Wagen über den See. Auch der einzige mit Dampf betriebene Eisbrecher „Angara“ wurde hier eingesetzt. Ein moderner Seismograph registriert jährlich an die 2000 Erdbeben im See. Sie bewirken, dass sich die Ufer jedes Jahr um zwei Zentimeter verbreitern. Im Jahre 1862 ereignete sich das größte Beben (Stufe 10). Durch einen Erdrutsch entstand eine neue Bucht. Elena zeigt uns abschließend noch einen interessanten Videofilm. Wir sehen die Braunbären am Baikalufer, schauen den Fischern zu, wie sie im Winter das meterdicke Eis zersägen und ihre Netze in die Eislöcher versenken. Wir hören, dass in 450 Meter Tiefe eine heiße Quelle entdeckt wurde und dass es den heißesten Sommer gab, als Boris Jelzin und Helmut Kohl sich hier trafen. Natürlich sprechen wir das Thema Umweltverschmutzung an, weil es in Deutschland Umweltschützer gibt, die behaupten, dass das ökologische Gleichgewicht am heiligen See der Burjaten nicht mehr zu retten sei. Unsere russische Führerin bestätigt, dass es eine Papierfabrik gibt, die viel Gift in den See kippt und das alle Abwässer der Ortschaften, die am Baikal liegen, ungeklärt in den See fließen. Aber durch das große Wasservolumen und den

ständigen Wasseraustausch bestehe für den See keine Gefahr. Wir können weder die eine noch die andere Aussage überprüfen.

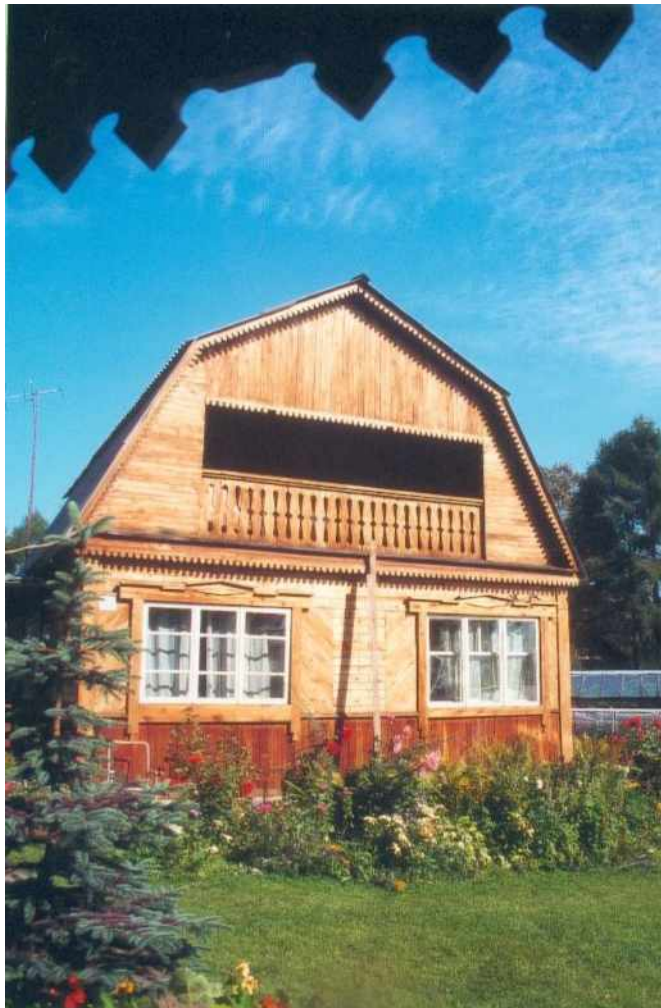
Ein Teil unserer Gruppe besucht noch das nahegelegene Becken, in dem ein paar Baikalrobben gehalten werden und ihre Kunststücke zeigen. Der andere Teil läuft an der Uferstraße zurück und kehrt bei einem usbekischen Straßenlokal ein. Dort gibt es Salat, Manti, Kebab oder eine herzhafte Suppe. Im Restaurant nebendran verspeisen Uli, Gottfried und Wassilij einen Omul.

Mit Alois gehe ich rüber zum Hafen, und wir fragen den Kapitän der Porutschik nach der Bootsmiete für eine Stunde. Bei dem Motorkutter handelt es sich um ein stabiles Schiff von etwa 20 Metern Länge und 4 Meter Breite. Es verfügt auch über zwölf Schlafplätze und macht einen recht soliden Eindruck. 800 Rubel soll es pro Stunde kosten. Das nächste Boot ist ein klein wenig länger, aber wesentlich ungepflegter und soll dasselbe kosten. Jedoch lässt der Mann der mit uns redet gleich mit sich handeln. An der Hafemole stehen die Souvenir- und Fischverkäuferinnen. Wir fragen uns durch nach einer Frau, die über die Fährverbindung nach Port Baikal Bescheid weiß. Sie sagt, dass es keinen festen Fahrplan gibt, aber dass die einfache Überfahrt 20 Rubel kostet und zwei Mal täglich stattfindet, um zwanzig vor sieben und am Nachmittag gegen vierzehn Uhr. Die Rückfahrt sei etwa um zehn und etwa um siebzehn Uhr.

Zurück im Seminarhaus treffen sich die sechzehn Bayern und unser Irkutskführer Wassilij zum Abendessen. Die Köchin hat uns gebratene Hühnchen mit Salat und Kartoffelbrei und Käsebrote zubereitet. Wir besprechen die Programmvorschläge für die beiden letzten Tage und danach ist Männer-Banja bei einer nahegelegenen Pension angesagt. Ich bin etwas überrascht, dass nur die Hälfte unserer Herren sich an diesem russischen Badevergnügen beteiligt. Bei dieser Banja handelt es sich



Straße von Listwjanka nach Irkutsk



Datscha



Birkenwald bei der Angara

um einen absoluten Eigenbau, der keine Wasserwaage kannte, aber seinen Zweck erfüllt. Etwas überrascht sind wir allerdings, dass auch die Waschungen im Schwitzraum stattfinden. Als wir uns dann nach der Birkenrutenzeremonie draußen am Brunnen kalt abspritzen, kommt plötzlich ein Auto in den Hof gefahren, aber das scheint niemanden zu stören.

Im Seminarhaus sind mittlerweile weitere Gäste angekommen. Ich treffe Ursula und Rosemarie, die geradezu euphorisch von einem Spaziergang erzählen. Plötzlich wurden sie von einer Dorfbewohnerin untergehakt und in deren kleines Haus gebeten. Trotz der Sprachbarrieren kann ihnen die 58-jährige Sveta einen Teil ihrer Lebensgeschichte mitteilen. Sie war Designerin in Moskau, hat wunderschöne Zöpfe, noch schönere selbstgemachte Kleider und ihr äußerlich unansehnliches Haus ist innen geschmackvoll und liebevoll eingerichtet. Vor kurzem starb Svetas Mutter, jetzt lebt sie hier allein mit ihren Katzen. Einige andere erzählen von einer sehenswerten Gemäldegalerie, die sie in unserer Straße entdeckten.

Freitag, 7. September 2001

„Willst du zur Familie Jesu gehören?“ fragt das große Spruchband in dem einfachen Speisesaal unserer Herberge. Jedenfalls sitzt unsere Familie einträchtig beim Frühstück. Die russische Köchin ist schon ein wenig aufgetaut und begrüßt mich gar mit einem deutschen „Guten Morgen.“ Es gibt heiße und kalte Milch mit Cornflakes, nachdem alle einmütig auf die russische Milchsuppe mit Nudeln verzichteten. Die Marmelade und der Honig aus den Familien finden ihre Abnehmer. Außer mir scheinen die meisten mit den harten Betten nicht so besonders zurecht gekommen zu sein. Hermann behauptet gar, dass er ganz unmöglich der Schnarcher gewesen sein könne, weil er überhaupt nicht geschlafen habe.

Ausgerechnet Alexander, der beim Frühstück mehrmals erzählte wie früh er schon aufgestanden sei, kommt auf den letzten Drücker auf das Teplochod (Motorboot) das wir für heute gechartert haben. Lange verhandelte ich zusammen mit Wassilij mit dem burjatischen Kapitän Sergej. Er wollte wegen des Preises absolut nicht mit sich reden lassen. Erst als ich ihm das Bargeld in die Hand drückte und seine Hand schüttelte wurde er weich. Wassilij meinte, dass es sehr gefährlich sei im Voraus zu bezahlen. Sein Vater habe vor kurzem ein männliches Schwein kastrieren lassen wollen und einem Mann im Dorf dafür das Geld vorweg gegeben. Das Geld sei sofort in Wodka umgesetzt worden und das Schwein erfreue sich nach wie vor seiner Männlichkeit.

Bevor wir ablegen erkundige ich mich bei der Fischverkäuferin nochmals nach den Abfahrtszeiten der Schnellfähre und erhalte ganz andere Daten als gestern. Ein Bauarbeiter aus Duschambe in Tadschikistan spricht mich an und fragt woher ich komme. Dann erzählt er, dass er schon den fünften Sommer hier arbeitet. Jeden Winter fährt er heim in die Wärme. Er erzählt noch, dass es jetzt in Tadschikistan eine eigene Währung gibt und dass ich unbedingt ein Mal auch in sein Land kommen soll. An einem Stand kaufen wir uns ein wenig Proviant und besteigen das Schiff.

Ganz alleine bedient der etwas wortkarge Sergej das große Boot, das er um zehn Uhr geschickt aus dem Hafen manövriert. Wir nehmen Kurs auf Port Baikol, einen Hafen, bei dem es eine kleine Schiffswerft gibt. Am Westufer, entlang der stillgelegten Bahnstrecke, bewegt sich unser Schiff die „Porutschik“ gen Süden. Hier erreichen die Berge nur eine Höhe von etwa zwei bis drei Hundert Metern. Gegenüber, an der etwa vierzig Kilometer entfernten Ostküste sind es bis zu 2500 Meter.

Um die Mittagszeit lässt sich auch die Sonne blicken und es wird eine wirklich schöne, erhol- aber auch unterhaltsame

Bootspartie. An einem einsamen Steg legt Sergej das Boot wiederum sehr gekonnt an. Eine momentan unbewohnte Touristenherberge gibt es hier im ehemaligen Bahnhof, und wir erfahren, dass ab und zu doch ein Zug kommt, der die Touristen holt oder bringt und die Menschen mit Lebensmitteln versorgt. Ganz nah am Ufer steht ein hölzerner Monopteros mit einer Rundbank, der zu einer Brotzeit einlädt. Die Eisenbahnfreake haben schon vom Schiff aus die beiden ausgemusterten, fotogenen Dampflok auf einem Abstellgleis ausgemacht. Ihnen haftet etwas geradezu archaisches an. Wassilij entfacht ein Feuer, aber wir haben nichts zum Grillen. Plötzlich taucht ein deutscher Senior aus Rothenburg ob der Tauber mit Touristenkappi auf dem Kopf auf und erzählt, dass er mit einer Reisegruppe unterwegs ist, die zur Zeit in einer Hütte in der Nähe kampiert.

Gottfried springt als erster in den angeblich 14 °C kalten/warmen See, ich folge ihm mit Hermann nach, später wagen sich auch noch Sven und Regine in die Baikalfloten. Nur diese fünf erhalten das große Baikaldiplom. Beim Anziehen bittet Hermann um Zuwurf seiner Schuhe. Gottfried zielt daneben und einer der Latschen landet im Wasser. Zurück auf dem Boot hisst Uli endlich seine zweite Bayernfahne und ist übergücklich als sie ganz friedlich unterhalb der russischen Flagge flattert. Sergej nimmt wieder Kurs auf Listwjanka, lässt das Städtchen aber links liegen und fährt am Westufer entlang in Richtung Bolschoj Koti. Wieder strahlt die Sonne, gerade rechtzeitig als wir das Sonnenobservatorium passieren. Ursulas Thermometer klettert auf satte 21 °C (in der Sonne), und Sven bestätigt mit eben diesem Thermometer die 14 °C Wassertemperatur.

Die Felsküste fällt jetzt steil ab, da und dort finden sich malerische Stein- und auch einige Sandstrände. Die letzten Sonnenschläfer erwachen. Regine schreibt, unterstützt von Alois und später von Olga einen Brief in russischer Schreibrift an

unsere erste Gastgeberin Galina. Gegen halb vier setzt Kapitän Sergej zur Wende an und Punkt vier läuft die „Porutschik“ im Hafen von Listwjanka ein.

Zurück in unserer Herberge führe ich ein kurzes Gespräch mit den beiden katholischen Schwestern aus Kanada, die hier mit anderen Ordensschwestern der Diözese Irkutsk zu Exerzitien zusammen gekommen sind. Vor dem Abendessen mache ich mich mit Alois und Wassilij auf den Weg zu den Fischverkäuferinnen. Aber der Fischeinkauf gestaltet sich schwieriger als gedacht, denn nur jeweils ganz wenige Fische sind fertig geräuchert, die anderen dampfen noch in den rostigen Eisenkästen vor sich hin. So kaufen wir alles auf, was da ist. Sechzehn Omuls können wir ergattern und drei große Sigs. Mit dem Salat und dem selber gemachten Kartoffelbrei von unserer Köchin Oksana wird es ein richtiges Festessen.

Während ein paar Frauen in die Banja gehen, mache ich mich mit ein paar Männern auf zum Seeufer, um den Sonnenuntergang fotografisch einzufangen. Die Segelboote, die den ganzen Tag über unter Motor die Angara hinauf führen und in Listwjanka fest machen, laufen gerade zu einer Regatta aus. Sie haben alle die großen bunten Ballonsegel gesetzt. Leider habe ich mein Teleobjektiv vergessen. In fröhlicher, gedämpfter Runde klingt der Abend aus. Wir müssen wegen der neuen Gäste ruhig sein, das Haus ist sehr hellhörig.

Samstag, 8. September 2001

Ein Bilderbuchtag beendet die 23-tägige Sibirienreise. Morgen früh geht es zurück nach Deutschland.

Beim Frühstück herrscht noch allgemeine Müdigkeit und die leicht gesalzene Milchreissuppe löst auch nicht gerade Jubelstürme aus. Bei der Bekanntgabe der unwiderruflich letzten Programmmöglichkeiten hält sich die Begeisterung in Grenzen. Aber draußen strahlt die Sonne über einem wolkenfreien Himmel, ein

leichter Wind lässt die Birken rauschen und selbst der sonst immer kläffende Hofhund Baik, der auf die Einreise seiner Mutter aus den USA wartet, genießt vor sich hindösend die Wärme.

Ein paar Leute wagen den Aufstieg zum Sonnenobservatorium und werden mit einem grandiosen Baikal-Panorama-Blick belohnt. Ich schließe mich der „Dorf-Geheimtipp“-Gruppe an. Der Reiseführer von Rosemarie verspricht in Nicolas ein romantisches altes Dorf mit alter orthodoxer Kirche. Immerhin ist Nicolas sieben Kilometer entfernt. Also versuchen wir am Hafen ein Taxi zu chartern. Aber früh um zehn Uhr geht da gar nichts. Und auch die spärlichen Autostoppversuche haben keinen Erfolg. Also machen wir uns zu Fuß auf den Weg, den wir größtenteils ja schon kennen. Beim Baikalmuseum warten ein paar Leute auf einen Bus, der in zwei Minuten kommen soll. Tatsächlich trifft er ein und erspart uns den restlichen Fußmarsch.

Allerdings finden wir in Nicolas weder die verheißene, wegen der Stauseeüberflutung wieder aufgebaute orthodoxe Kirche, noch das Blockhaus vor der großen Esche. Ein jüngerer Mann, geboren 1965, lacht, als wir ihn nach der Kirche fragen. Nein, an eine Kirche kann er sich nicht erinnern. Trotzdem ist es ganz hübsch hier. Wir gehen zum Angaraufer hinunter und wieder zurück zur Straße. Unser Weg führt an der Angaramündung vorbei, in deren Mitte die Spitze des Schamanensteins hervorlugt und machen Halt am Denkmal eines russischen Dichters und Dramaturgen, dessen Namen ich vergessen habe. Dort trenne ich mich von den anderen und eile voraus zu dem Dorf in der Nähe unserer Herberge mit der schönen alten, grün-braunen Holzkirche, die einige von uns schon bewundernd besichtigten. Dort finde ich auch das Blockhaus mit der Esche. Na ja!

Vor dem orthodoxen Gotteshaus, Nikolskaja Zerkow, das von ein paar Nadelbäumen umzäunt ist, fließt ein

kleiner Bach, an dem ein Mädchen sitzt und Zederkerne verkauft. Sie schmecken köstlich, aber das Aufknacken bereitet doch einige Mühe. Auf einer Treppe vor der Kirche hat sich ein erbarmenswerter Bettler niedergelassen. Er hat keine Hände mehr und auch ein Fuß ist ihm abgenommen worden.

Die Wände des fast quadratischen Kirchenraumes sind behängt mit schönen alten Ikonen. Vor drei kleinen Altären stehen die Messingständer für die dünnen Kerzen, die von den Menschen gekauft, angezündet und aufgesteckt werden als vor Gott weiterbrennende Gebete, meistens für ganz bestimmte Menschen. Die Kirche wurde von einem reichen Kaufmann für eine erbetene und gewährte Rettung gestiftet und dem Heiligen Nicolas, dem Schutzpatron der Seefahrer gewidmet. Es tut sehr gut, hier zu verweilen.

Draußen auf der Straße kommt mir ein Leichenzug entgegen. Auf der Ladefläche eines offenen Lieferwagens ist der vom roten Stoff umgebene Sarg aufgebart. Er ist offen und das Gesicht der Toten ist zu sehen. Hinter dem Wagen laufen die Angehörigen mit. Es ist Samstag und die neureichen Wochenendausflügler in ihren dicken Geländewagen und großen Wolgas sind sichtlich genervt über diesen unfreiwilligen Stau. Die kleine Wanderung endet in dem usbekischen Straßenlokal, in dem unsere Baikaltage begannen, und ich esse auch wieder das gute Kebab. Regine, Ursel und Rosemarie gesellen sich dazu. Später kommen auch Gottfried und Alois vorbei.

Ich setzte mich auf die Bank im oberen Garten unserer Herberge und schaue hinaus auf den See und die weitentfernten Bergketten. Nebenan gräbt ein junger Mann seinen Garten um und seine Frau klaubt die letzten Kartoffeln heraus. Unvorstellbar, dass hier schon in wenigen Tagen der strenge Winter ausbrechen kann. Marion sitzt vor dem Haus auf der Treppe und klebt ein paar Erinnerungen in ihr Tagebuch und macht sich einige Notizen.

Natürlich ist es viel zu früh ein Fazit zu ziehen. Aber so viel steht fest: Unsere Reise verlief überaus reibungslos. Bei den Flügen, Zugfahrten und Terminen gab es keinerlei Pannen. Die Quartiere, ob im Hotel, in der Familie oder zuletzt in der katholischen Herberge war für die hiesigen Verhältnisse und auch für uns optimal. Die Herzlichkeit und Gastfreundlichkeit der Menschen, die uns begegneten war überwältigend und beschämend. Die Begegnung mit den anderen Religionen und Konfessionen erweiterte unser Blickfeld. Beeindruckende Persönlichkeiten werden uns tief in Erinnerung bleiben. Die Weite des Landes, die Schönheit der Natur mit dem i-Tüpfelchen Baikalsee, das sind Bilder die wir gerne mitnehmen. Beim Wetter hatten wir das Gefühl, dass es sich immer unseren momentanen Unternehmungen anpasste. Es hätte wahrhaft nicht besser sein können. Unsere Misch-Masch-Gruppe von Menschen unterschiedlichen Alters, verschiedener Konfessionen und vielfältiger Charaktere fand gut zusammen. Toleranz, Kompromiss- und Hilfsbereitschaft wurden praktiziert und erleichterten das oft enge Beieinandersein. Natürlich haben wir auch Grenzen erlebt, bei uns selbst und bei anderen. Aber vielleicht hat diese Reise, wenigstens da und dort, ein Umdenken bewirkt: Dass Grenzen sich verändern und dass sie aufgehoben werden können. Bis wir den wahren Schatz dieser wunderschönen Reise bergen, werden wohl noch ein paar Jahre vergehen.

Nach dem Abendessen versammeln wir uns zu einer Abschiedsrunde. Und so, wie wir bei einem der Vortreffen in einer Momentaufnahme unsere Reiseerwartungen festhielten, lassen wir ein paar Bilder, die uns jetzt vor Augen sind, sprechen.

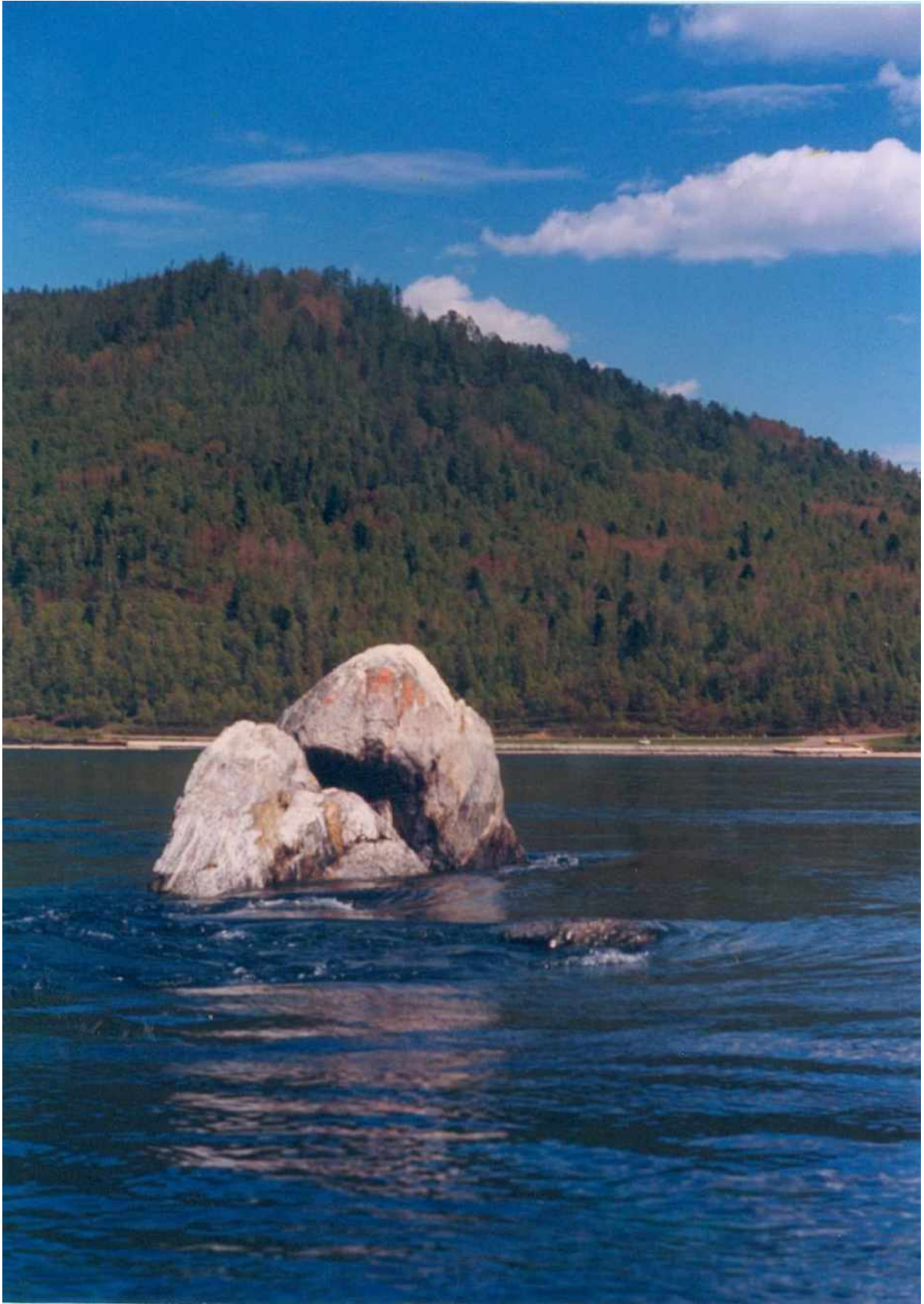
Nach dem ich mein Fazit, das keines ist, vorgelesen habe, eröffnet **Erika** den Bilderreigen: „Die Herzlichkeit unserer Gastfamilie in Irkutsk hat mich bewegt, ... ich dachte, ich kenne die Leute schon

lange.“ Und **Hans** ergänzt: „Ich sehe den 70-jährigen Vater unserer Gastgeberin in Novosibirsk vor mir... er hat uns alles gegeben, was er hat... heute, der schöne Blick auf die Angara, das halte ich fest.“ Auch **Rosemarie** hebt die kompromisslose Gastfreundlichkeit der Menschen hervor und berichtet – wie schon erwähnt – von einem Spaziergang in Listwjanka, bei dem sie zusammen mit Ursula eine Russin kennen lernte, die die Beiden zu sich ins Haus einlud. **Ursula** bestätigt das und freut sich, dass sie – nachdem ihre Freundin wegen Krankheit zurücktreten musste – in Rosemarie eine Reisegefährtin fand, mit der sie sich immer einig war. „Wir werden in Verbindung bleiben.“ **Olga** meint, dass sie sich in der Gruppe und in Sibirien sehr wohl gefühlt hat. „Aber jetzt“, meint sie, „bin ich hundemüde.“ Den tiefsten Eindruck hinterließ bei ihr die Begegnung mit Schwester Brigitte, die mit 60 Jahren einen Neuanfang wagte.

Hermann sieht das Bild einer 85-jährigen Russin vor sich, die ihn zusammen mit Gottfried und Olga in ihr Haus einlud. „Ich habe zum ersten Mal so ein altes Holzhaus von Innen gesehen. Alles war blitzsauber. Und dann habe ich mir vorgestellt, wie viele sibirische Winter die Frau in diesem Haus zugebracht hat.“ Außerdem zeigte er sich erstaunt, dass er so gut mit der Gruppe klar kam, denn er sei noch nie mit einer großen Gruppe unterwegs gewesen.

Alois meint: „Ich sehe kein bestimmtes Bild, für mich war die Reise wie ein Kaleidoskop ... Ein Mal hatte ich Angst, als mich zwei Milizionäre in Omsk beinahe abgeführt hätten. Ich dachte nicht, dass mir so etwas passieren könnte. ... Außerdem habe ich mich gefreut, dass es euch so gut in Sibirien gefallen hat, denn zur Hälfte ist es auch mein Land.“

„Ich habe mich riesig auf die Reise gefreut,“ meint **Gottfried**, „vor allem auf die Transsib, aber als ich dann mit meinem Mickey-Maus-Russisch in eine russische Familie kam, da hatte ich ganz schön Muffe. ... Wir haben uns mit Händen und



Schamanenstein an der Einmündung der Angara in den Baikalsee



Füßen unterhalten und alles hat sich gut entwickelt.“

Zwischendrin bedanken wir uns bei **Wassilij** für die ausgezeichnete Vorbereitung und Führung in Irkutsk und am Baikalsee. Regine überreicht ihm den von der Gruppe finanzierten Stabmixer für seine Frau. Dann ist **Sven** dran: Er hat noch die Begegnung mit einer Erzieherin in einem Kinderheim-Auffanglager vor sich und die extrem niedrigen Löhne gerade im pädagogischen und wissenschaftlichen Bereich bedrücken ihn. **Marion** betont: „Die Deutschen gehören zu Sibirien dazu. Das habe ich hier gelernt. Es geht nicht ohne sie. ... Natürlich haben wir nur einen Bruchteil von Sibirien gesehen.“ Außerdem berichtet sie von einem Erlebnis in der Transsib: „Wir reden und reden mit einer Babuschka und erzählen ihr von Svens Oma, die ins Altersheim kam. Und wir merken gar nicht, dass die Babuschka darüber weint.“ Und schließlich sagt Marion noch: „Die Wohnung der Gastfamilie in Novosibirsk war ein schreckliches Loch. Aber wir hatten mit der jungen Familie so eine tolle Begegnung. Wir werden Kontakt behalten.“

Alexander ist zufrieden mit der guten „Kompanie“ und bedankt sich. Nur die Zeit in Novosibirsk war ihm zu kurz. **Uli** hebt noch einmal die Gastfreundschaft hervor. Ihm ist besonders die Unterschiedlichkeit der Städte aufgefallen. Und zu dem niedrigen Verdienst der Russen meint er: „Das müssen Zauberer sein, Magier, wie die mit dem Geld auskommen.“ „Die Jugendgruppe in Omsk kann ich nicht vergessen“, sagt **Hermine**. Wie die jungen Leute in die Dörfer gegangen sind und ihre Begeisterung, das fand ich gut.“ Und weiter: „Unsere Ella in Novosibirsk war wie eine Mutter und dass die Leute in Irkutsk ihre Wohnung für uns geräumt haben, das würde es bei uns nicht geben.“ Außerdem bedankt sie sich für die gute Reiseleitung.

Rudi erwähnt, dass er 450 Fotos gemacht hat. „Aber noch mehr Bilder stehen vor den inneren Augen, die muss ich noch sortieren ... Zwei Bilder will ich nennen: Meine Gastgeberin Frieda in Novosibirsk, wie sie ihr schweres Schicksal meistert ... Am Bahnhof habe ich sie umarmt und gesegnet ... Ihre Bekannte wollte dann auch gleich gesegnet werden ... Vielleicht habe ich jetzt auch zu Hause mehr Mut zu diesem Zeichen. ... Mein zweites Bild ist der Blick auf den Baikalsee, auf die Berge und Bäume.“

Auch für **Regine** waren die Erlebnisse mit den Menschen das Wichtigste. „Die Fröhlichkeit der kranken Babuschka und ihrer Tochter Galina in Novosibirsk, das selbstverständliche Mitleben in der Familie, bleibt mir in Erinnerung. ... Ich denke auch an Schwester Brigitte in Asowo ... Und vor mir sehe ich die armen Frauen auf der Bahnhofstreppe in Irkutsk, denen wir unsere Essensreste gegeben haben. Sie haben sich gefreut, aber ich habe Scham empfunden.“

Mit der Schilderung von Galina Schipulinas Worten beim Abschiedsabend in Irkutsk beende ich diese Runde. Wir entdecken, dass wir einen Lyriker unter uns haben: Alois trägt ein selber „gestricktes“ Sibiriengedicht frei vor:

Sibirien – ein Mythos, ein Emblem,
des Westens Osten, ungerührtes Land;
Sibirien – ein Trauma, ein Problem, wo
mancher seinen letzten Frieden fand.

So weit, dass keine Karten fassen,
so schön, dass dich kein Bild einfängt,
so bunt mit deinen Völkermassen, -
so einsam in der neuen Welt.

Wir waren Freunde in der Wildnis –
jetzt bist du unser, mein und dein;
Wir kamen her, du warst ein wirres Bildnis,
doch jetzt, beim Abschied,
scheinst du klar und rein.

Wir dachten einst, wir könnten dich verstehen
mit deiner Freude, deinem Schmerz;
Die Wahrheit ist, - jetzt, da wir gehen –
du bist zu groß für unser kleines Herz!

Schließlich liest Rosemarie noch die
Geschichte von Bai und Kal vor, die sie
bei der Russin in Listwjanka entdeckte.
Die letzte Nacht bricht an.

Sonntag, 9. September 2001

Nach kurzer Nacht sitzen wir um fünf Uhr
beim Frühstück. Alexej, unser Chauffeur,
ist schon seit einer Stunde da. Rudi
spendet uns in der Kapelle unserer
Herberge den Reisesegen. Es ist noch
dunkel, aber der Baikal sendet uns einen
letzten Gruß.

Auf dem Flughafen von Irkutsk sind wir
die ersten Passagiere, die zum Flug
Nummer 777 einchecken. Regino und ich
sitzen im hinteren Teil des Fliegers. Über
die Hälfte unserer Mitreisenden sind
Chinesen. Da klappt die Verständigung
nicht so gut. Die fröhlichen Asiaten laufen
herum, schnattern, turnen zwischen den
Sitzen herum und dann fangen sie an quer
über den Gang Karten zu spielen. Die
russischen Flugbegleiterinnen lassen sich
nicht aus der Ruhe bringen. Kunde ist
Kunde. Die meisten unserer Gruppe sitzen
im vorderen Teil der Maschine. Und wir
bekommen nicht mit, dass sich dort das
große „Übelkeitsdrama“ ereignet.
Außerdem ist es ziemlich warm im
Flugzeug und wir sind alle froh, als die
Maschine endlich in Moskau landet. Dort
erwartet uns kühles und regnerisches
Wetter.

Die Gepäckaussgabe ist recht umständlich
und beim Einchecken wird für das
Übergewicht ordentlich abgezockt. Und
wer dafür eine Quittung will, der zahlt das
Doppelte. Für sieben Kilo zu viel bezahle
ich 350 Rubel (ohne Quittung). Zufällig
treffen wir auf dem Flughafen Olga Stolz,
eine Aussiedlerin aus Ingolstadt, sie
kommt oft zu den Kreiständen im
Gemeinschaftshaus, die Regino

veranstaltet. Ihre Tochter Anastasja freut
sich, dass sie „ihren“ Pfarrer Potengowski
trifft. Sie waren für vier Wochen ebenfalls
in Sibirien, in der Nähe von Novosibirsk.

Sicher landet der sibirische Flieger in
München. Unsere Abholer stehen bereit
und die Gruppe löst sich schnell auf. Jetzt
heißt es erstmal ausschlafen und danke
sagen für 23 erlebnisreiche Tage in
Sibirien.



in Listwjanka



Baikal

